

Daheim

Hans Sachs



Hans Sachs ♦ Nach einem Originalholzschnitt von Karl Kölbel

Herzhafte Lebensfreude durch: Biomalz



„Der regelmäßige Genuß Ihres Biomalz gab meinem Kinde unverwüstliche Lebenskraft, die es instand setzte, eine schwere infektiöse Darmkrankheit zu überwinden, sowie die herzhafte Lebensfreude, die uns aus nebenstehendem Bilde meines fünfjährigen Töchterchens entgegenstrahlt.“

Carl K. in M.

Nur gesunde Kinder sind lustig und spielfreudig! Durch Biomalz machen Sie Ihren Kindern Freude, die auch Ihre Freude ist. Biomalz ist ein köstlich mundender und leicht verdaulicher Extrakt aus edlem Gerstenmalz mit einem Zusatz von „glyzerinphosphorsaurem Kalk“, welcher Nerven, Muskeln, Blut und Knochen bildet. Millionen nehmen Biomalz! Tun Sie dasselbe! Nehmen Sie und Ihre Familie regelmäßig das seit vielen Jahren ärztlich empfohlene Biomalz.

Biomalz (für Alle)	Mk. 1.90
Biomalz mit Eisen (zur Stärkung für Blutarme und Bleichsüchtige) . . .	Mk. 2.50
Biomalz mit Kalk extra (zum Knochenaufbau der Kinder und für Lungenleidende)	Mk. 2.50
Biomalz mit Lebertran (vitaminreich, überraschend angenehm im Geschmack) . . .	Mk. 2.50
Biomalz mit Lecithin D. R. P. (hochwertige Nervennahrung)	Mk. 5.—

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften.
Angeblich ebenso gute Nachahmungen weise man energetisch zurück!

Biomalz-Fabrik Gebr. Patermann, Teltow-Berlin 91.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Das Kleinhaus

von

Reg.-Baumeister Wentscher.

2. Auflage.

Mit 113 Abbildungen, Grundrissen und Plänen.

Preis gebunden 4.50 Mk.

Dieser reich illustrierte Band bietet unendlich viel Wissenswertes für jeden, der ein Kleinhaus, Sommerhaus, Wochenendhaus, Jagdhaus bauen will oder besitzt. Die Hauptabschnitte des Buches behandeln in Wort und Bild 1. die Raumordnung; 2. die Bauweise (Steinhaus, Holzhaus usw.); 3. die Wärme im Hause; 4. Einzelheiten. Im letzten Teil werden noch die wichtigen Fragen über Auswahl der Architektur, Beschaffung des Baugeldes, Zwischenkredite usw. beleuchtet. Die vorliegende 2. Auflage stellt eine völlige Neubearbeitung dar, wobei der Heizungsfrage als Kern des Kleinhausproblems und dem modernen Holzhausbau besondere Beachtung geschenkt wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Unsere Leser
bitten wir, sich bei Auftragen
und Bestellungen auf das
„*Daheim*“ zu beziehen.

Haben Sie schlechtes, trübes od. eisenhaltiges Wasser?



Durch Verwendung eines

Berkefeld- Filters

erhalten Sie es

Kristall klar
und frei von allen krank-
heitserregenden Bakterien

Drucksachen und Preisliste postfrei.

Berkefeld-Filter Ges. m. b. H., Celle 12.

Bad Wildungen für Niere u. Blase
Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur
bei Nierenleiden
Harnsäure
Eiweiss Zucker
1927: 19300 Badegäste.

Badeschriften,
sowie Aufgabe billiger Be-
zugsquellen für das Mineral-
wasser durch die Kurverwaltung

Dahlem



64. Jahrg.
Nr. 43

21. Juli
1928

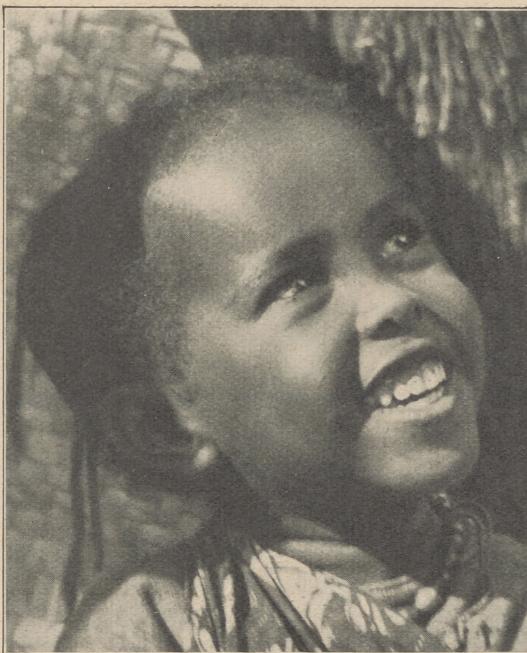


Deutschland erobert den Dauerweltrekord der Luft.

Die Piloten Ristiz und Zimmermann stellten mit 65 Stunden 26 Minuten auf einer Junkersmaschine den neuen Dauerweltrekord auf. Das untere Bild zeigt ihr Flugzeug über den Tafeln, auf denen ihnen die Zeit- und Kilometerzahlen auf dem Dessauer Flugplatz angezeigt wurden.

Oben: Ristiz (links) und Zimmermann nach dem Siegflug im Kreise ihrer Familien. (Bilder W. Ruge und Deutsche Presse-Photo.)

Nachdruck verboten.



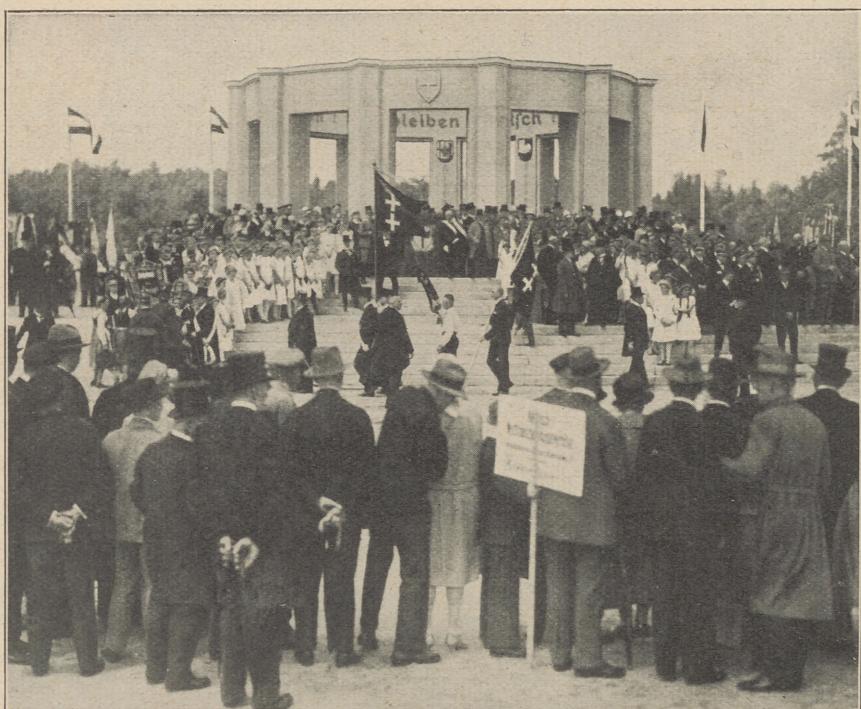
Somalis in Deutschland.

Aus unsern alten Kolonien ist eine Negertruppe im Berliner Zoo eingetroffen. Ein liebes Kindergesicht unter den Schwarzen. (C. Fernstädt.)



Orkan über Berlin.

Ein Wirbelsturm entwurzelte in der Reichshauptstadt viele Bäume. Der Verkehr wurde stundenlang unterbrochen. (Atlantic.)



Die Weihe des Abstimmungsdenkmales in Allenstein.

Zur Erinnerung an die Abstimmung vom 11. Juli 1920, die über 90% deutsche Stimmen er- gab, wurde dies Denkmal errichtet.

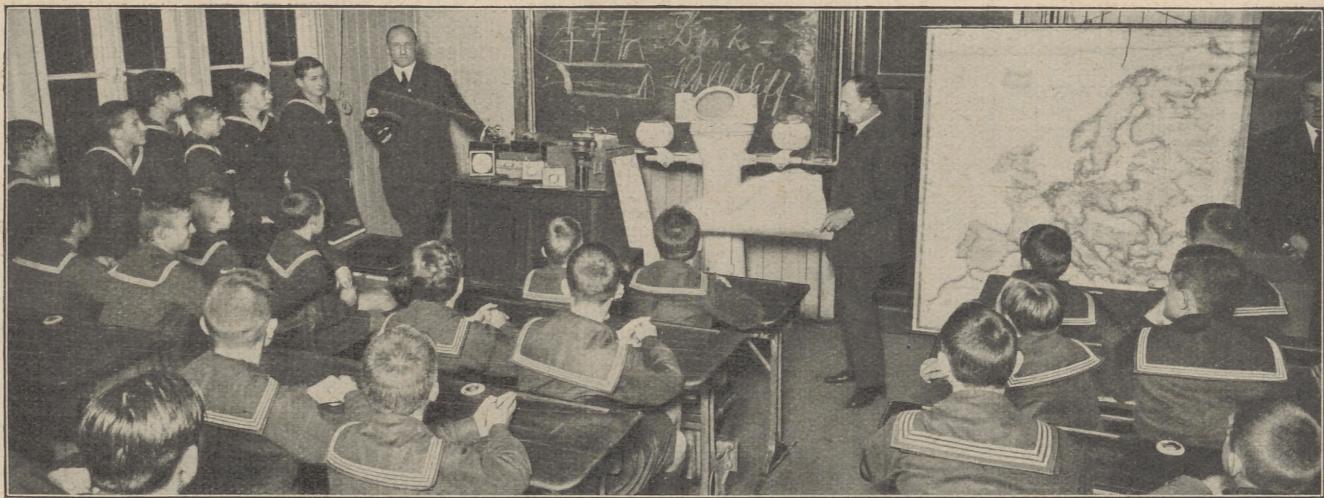


Letzte Aufnahme des belgischen Finanzmannes Baron Alfred Lœwenstein, der auf mysteriöse Weise auf einem Kanalflug verschwand, mit seinem Sohn Bobby. (R. Sennecke.)



Präsidentenwahl-Propaganda in den U. S. A.

Das Bild des Kandidaten der Demokraten S. Smith, jetzt Gouverneur von New York, wird in dieser Form „Fünfmal Smith“ verbreitet. (Presse-Photo.)



Die kleinen blauen Jungen.

Wie reizend sind diese Bilder! Hier merkt man nichts von Schulstaub, aber auch nichts von hartem Drill, sondern nur von fröhlicher Kameradschaft und fröhlichem Wetteifer. Diese kleinen, blauen Jungen sind die Jögglinge des im Herbst 1926 gegründeten Vereins „Marinejugend Vaterland“. Hier sollte ein Musterbeispiel deutscher Jugendarbeit aufgestellt werden. Es gelang, und nachdem der Verein sich mit seiner 1. Seeschule Berlin durchgesetzt hat, und deren Aufbau zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, steht ihm der Weg in die deutschen Großstädte offen:

Die Einrichtung weiterer Seeschulen im Reiche steht unmittelbar bevor. — Diese Schulen sind Erziehungsstätten neben der deutschen Bildungsschule. Wer die Notwendigkeit einer besseren Vorbereitung deutscher Jugend auf das Leben nicht anerkennt will, sehe sich doch einmal die Jugend an, die heute ins Leben und an die Wahlurne tritt. Das Elternhaus kann sich meist nicht mehr so sehr um die Erziehung kümmern wie früher; die Wehrpflicht ist uns genommen. Der Verein „Marinejugend Vaterland“ versucht erfolgreich an der Überwindung dieser Erziehungsnoten mitzuarbeiten. Seine Arbeit wird deshalb auch schon jetzt, nach kurzem Bestehen des Vereins, von den obersten Behörden anerkannt und gefördert.

Zweck des Vereins ist die Gründung von Schulen,

auf denen neben Schule oder Beruf deutsche Jugend zwischen zwölf und zwanzig — beliebiger Schulbildung — auf das Leben, also nicht etwa nur für Seeberufe, vorbereitet wird. Mithin ist die Ausbildung nur für ortansässige Jungen möglich. — Hauptziel des Vereins ist die Erziehung der Jugend zu praktischen, weitblickenden und verantwortungsfreudigeren Staatsbürgern, die unbeeinflußt durch Redensarten und Schlagworte nüchtern und klar denken lernen und wissen, was sie wollen. Hier soll einmal durch eine Tat gezeigt werden, daß es verhältnismäßig einfach ist, unsere

Jungen lebensfroh und arbeitsfreudig zu machen. Daneben aber gilt es, auf dem Wege einer starken Beeinflussung der Jugend den groß aufgefächerten Seegedanken erneut und diesmal hoffentlich mit bleibendem Erfolge ins Volk zu tragen. So ist die See gewissermaßen der Weg, nicht das Ziel der praktischen Jugendarbeit des V. M. V. — ein Weg übrigens, auf dem ihm rechte deutsche Jungen mehr als halb entgegenkommen. Der deutsche Junge will und soll etwas von der See wissen!

Als weitere Ziele seien genannt: Erhaltung der außerordentlichen Erfahrungen, die grade im See-, Kolonial- und Auslandsdienst heute noch einen reichen Schatz unseres Volkes darstellen, durch Übertragung auf die Jugend, Mitarbeit an der Wiederherstellung der



Unterricht in der Schiffsortbestimmung.
Oben: Unterricht beim Verein Marinejugend Vaterland.



Besprechung bei einer Geländeübung.



Unterweisung am Kompaß.

Brücke zwischen alt und jung, wie auch am Ausgleich sozialer Gegensätze und endlich Auslese eines guten seemännischen Nachwuchses.

Auf den Seeschulen des B.M.V. werden nur sportliebende, gut erzogene und ausgesuchte Jungen aufgenommen. Die Eltern zahlen nur einen geringen Beitrag zu den Kosten. Die Arbeit ist ganz auf das Praktische gerichtet, straffe Unterordnung mit heutigem Jugendempfinden in guter Mischung vereint, um so das Gute von früher an die Herzen heutiger Jugend heranzuführen.

Die Musterschule (1. Seeschule Berlin) verfügt über erste Lehrkräfte, die Herz und Sinn für die Jugend haben und mit ihr umzugehen wissen. Als Unterrichtsstoff wird alles das verwendet, was irgendwie mit der See in Zusammenhang steht: wie Seemannschaft, Navigation, Signaldienst, Technik, Schiffbau, Maschinenbau usw., daneben aber auch Gymnastik, Bürgerkunde, Wirtschaftslehre, Kolonialkunde und Gesundheitslehre, vor allem aber der stählende Wassersport betrieben.

Kleinkaliberschießen, freiwillige Kurse im Bog- und Ringsport, Besichtigungen großer Industrieunternehmen und Verkehrseinrichtungen, wissenschaftlicher Institute und Sammlungen, Wanderungen und Geländeübungen vervollständigen den Dienstplan. Den Höhepunkt aber bilden die Ferienreisen, auf denen die „Marinejugend Vaterland“, die kleinen, blauen Jungen, wie sie sich selbst mit Stolz nennen, von berufensten Persönlichkeiten mit allen wichtigen Gebieten des Seewesens durch eigene Anschauung vertraut gemacht werden. So wurde im Sommer eine große Studienreise an die Ost- und Nordsee durchgeführt, die über Lübeck, Travemünde, Neustadt zum Besuch der befreundeten Hanseatischen Yachtsschule, durch Ostholstein nach Flensburg und Kiel, durch den Kanal und elbaufwärts nach Hamburg, dann über Bremen, Bremerhaven, Helgoland und Norderney nach Wilhelmshaven führte, 23 Tage dauerte und nur 40 Mark kostete. Hervorragend wurden die Jungen überall aufgenommen: gehören doch überall die großen Gesellschaften wie Hapag, Lloyd und verschiedene andere dem B.M.V. als körperschaftliche Mitglieder an, so daß sie so auch praktisch in den Dienst der Jugendarbeit treten. Im Herbst 1927 fand eine zehntägige Fahrt auf dem Wasserwege mit der Schwimmenden Jugendherberge „Dr. Reimann“ der D.J.H. nach Stettin und Swinemünde statt, während in den Weihnachtsferien eine Sportfahrt nach dem Riesengebirge unternommen wurde — beide Fahrten kosteten 20 Mark. — In den Osterferien haben die Jungen unsere losgerissenen Ostprovinzen besucht.

Führende Persönlichkeiten aus verschiedenen Lagern haben sich hier zur Lösung einer großen Aufgabe zusammengefunden: Es handelt sich um eine im Sinne der immer wieder gehörten Mahnung unseres Reichspräsidenten zur Einigkeit liegende, auf weite Sicht eingestellte, praktische deutsche Jugendarbeit.

Der Vorstand des Vereins „Marinejugend Vaterland“ hat seinen Sitz in Berlin-Schöneberg.

Fritz Albrecht, Korvettenkapitän a. D.



Auf dem Marsch. (Bilder der Photothek.)

Eine deutsche Sängerfahrt. Von W. Kleefeld.

O du fröhliches Wien! Wie bist du schön im Feierglanz!

Und gar jetzt, da du die deutschen Sänger aus der ganzen Welt zu dir zu Gast geladen. Sie sind zusammenströmt aus Ost und West, aus der Alten und der Neuen Welt. Sie sind erschienen, Zeugnis abzulegen, wie sie eins sind mit dir in der Hingabe an die edle Sangeskunst, an das hohe Ziel, zu schwärmen und zu feiern.

Welch ein Anblick, die Bölkenschau dieses Deutschen Sänger-Bundfestes! Des zehnten in seiner über viele Jahre verteilten Reihe, aber wohl des gewaltigsten aller bisher dagewesenen. In mehr als 120 Sonderzügen kamen die Massen herangetürmt. Mehr als hunderttausend Sänger mit über 5000 Bannern sind vereint. Mit Blick und Sängergruß verbrüdern sie sich, die Scharen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, den deutschen Gebieten Hollands, der Tschechoslowakei, Jugoslawiens, Rumäniens, Russlands, den Sprachinseln zahlloser anderer Länder. Mit besonderer Wärme begrüßt man die Abgesandten der Grenzlande, der besetzten und der abgetrennten Gebiete. Selbst aus Windhuk, dem alten deutschen „Südwelt“, sind sie gekommen. Den Sängergruß auf den Lippen, strecken sie uns die Bruderhand entgegen.

Überwältigend der Aufbau der Massen im Riesenfestsaal. 30 000 Sänger reihen sich hier Kopf an Kopf, 40 000 Zuhörer lauschen ihren Darbietungen. Hier hat sich in den wenigen Festtagen, 19.—22. Juli, in Riesen- und Massenaufführungen

der brausende Donnerruf entzündet. Daneben wett-eiferten die führenden Chorvereine in etwa 60 Einzelkonzerten. In den Konzertsälen, in den Festzälen der Hofburg, unter Gottes freiem Himmel. Mit den Europadeutschen Chören wetteiferten die Bünde aus Windhuk, aus Colombey, der Orion-Brooklyn, der Pazifik-Sängerbund Amerika. Die Lieder, die von allen Seiten in die Lüfte drangen, boten ein buntes, gewaltig sich ausbreitendes Programm. Alles was das Herz bewegt, was dem Kämpfer Kraft, dem Denker Geist, dem Beschaulichen Anregung, dem Weltgewandten Abwechslung zuführt, strömt das Lied aus, überträgt es auf Herz und Gemüt. Der Weltgeist der Kunst enthüllt sich in dem gewaltigen Hymnus der deutschen Tondichter. Ganz schlichte strenge Volkslieder wechselten mit freundlichen Visionen neuer Kunst. Ernstes Gemessenheit und fröhliche Ausgelassenheit, stille Andacht und stürmisches Draufgängertum, feierliche Hingabe und tolle Ungebundenheit, alle Färbungen menschlicher Regung kamen zu ihrem Recht. Hier kunstvoll verästeltes Stimmengewebe, dort verhaltene Klarheit, hier prangendes Hochdeutsch, dort leiser lockerer Dialekt. Und welch ein Reichtum der Dialekte in dem deutschen Laut. Schier unerschöpflich, unergründlich die Abwechslung all der Darbietungen.

Verblüffend die geschulte Ordnung und Sachlichkeit. Ein Zeichen, daß der Sänger nicht nur ein Künstler, daß er ein

Charakter ist. Und darin ruht ja die Bedeutung der Männerchöre. Mit dem deutschen Wort, dem deutschen Sang bildet sich der deutsche Charakter. Mag der Sänger kommen, von wo immer es sei, er wird getragen von dem Glauben an seine Muttersprache, an die Zauberkraft des deutschen Liedes. Das stärkste Kennzeichen bietet Amerika. Im Nord und Süd der Staaten wurde allzeit das deutsche Lied gepflegt, die Kunst der deutschen Vereine bewundert und anerkannt. Wir brauchen uns nur ins Gedächtnis zu rufen, was die deutschen Gesangvereine drüben bedeuten. In New York hat der berühmte „Arion“ die Führung. Auf den fast jedes Jahr abwechselnd in den 47 Staaten Nordamericas stattfindenden Sängertreffen hat Arion die herrlichsten Preise errungen. Ebenbürtig ihm zur Seite steht der Neuyorker Liederkranz, und auf gleicher Bahn wandeln der Schumann-Bund, der Schubert-Bund, der Mozart-Bund. Die deutsche Kunst erfreute sich so außerordentlichen Ansehens, daß seinerzeit der amerikanische Präsident Roosevelt die Vereine „Arion“ und „Liederkranz“ zu einer Konzertdarbietung ins Weiße Haus lud. Die deutschen Weisen, in Vollendung vorgetragen, machten den tiefsten Eindruck auf alle. Viele Gejöng, darunter „Am Brunnen vor dem Tore“, „Muttersprache“, „Loreley“ mußten auf dringenden Wunsch wiederholt werden. Man weiß, daß man der deutschen Anregung, dem deutschen Vorbild den Anstoß zu dem gewaltigen künstlerischen Aufstieg des Chorgesanges in ganz Amerika verdankt. Und wie in New York breite sich auch in anderen Städten diese künstlerische Befruchtung aus. In Philadelphia wirkten die „Chorgesellschaft“, der Mendelsohn-Klub, der Orpheus-Klub. Die städtischen Behörden Philadelphias gaben ihrer Anerkennung der Leistungen durch weitgehende Unterstützung jeglicher Art Ausdruck. Vor allem traten sie für den Bau der imposanten, über 20 000 Personen fassenden Sängerhalle ein. Aus ähnlichen Bestrebungen ging das berühmte „Maisfest“ in Cincinnati hervor, das alljährlich über sechs Tage sich erstreckt und den Wettstreit der großen Vereine bringt. Im Jahre 1929 veranstaltet der nordöstliche Sängerverband in New York ein viertägiges Riesensängertreffen; und für 1931 ist schon heute ein deutsch-amerikanisches Sängertreffen in Milwaukee angekündigt, das die größte aller bisher dagewesenen ähnlichen Veranstaltungen werden soll.

In der Höchstimmung des Sonntags entfaltete sich ein Festzug eindrucksvoller Art. Mehrere hundert Fest- und Bannerwagen, zahllose Gruppen in Volkstrachten und Kostümen, Reitergeschwader, berittene Fanfarenbläser —

eine Heerschau für die allumfassende Macht des deutschen Liedes. Acht Stunden währt der Durchzug durch den Ring und die anschließenden Straßen. Welche Unsumme an Mühe und Arbeit bei der Vorbereitung und der Durchführung des glänzend gelungenen Festes geleistet wurde, kann ein Außenstehender gar nicht ermessen. Seit vielen, vielen Monaten ließen die Vorbereitungen. Dann kamen die Besprechungen, Verhandlungen, Entscheidungen. Eine Organisation hat hier gewaltet, die Staunen und Bewunderung erweckt. In unzähligen Ausschüssen und Unterausschüssen wurde unermüdlich gearbeitet. Ein Entwurf wurde geschaffen, umgestoßen, erneuert, bis der wirklich endgültige in seiner Vollendung errungen war. All den zahllosen Arbeitsgemeinschaften ist der Dank der beglückten Scharen sicher. Ihnen allen huldigt das nachhallende Gedanken. Allen, die ihren krönenden Mittelpunkt in dem Ehrenvorstand, Schulrat Jakob und dem Ehren- und Althörmeister, Professor Keldörfer, dem verdienten langjährigen Führer des Wiener Schubertbundes und des Wiener Männergesangvereins fanden. Sie alle haben ihr gerüttelt Maß des Dankes errungen. Das Ziel wurde erreicht, das man sich gesteckt. Denn es sollte nicht nur eine Wiedergeburt des Sängers, es sollte eine Wiedergeburt des Menschen, der innigen Verbundenheit alles deutschen Fühlens werden.

Das Sängertreffen gab denn auch das Stichwort zu der großen Herzensaalsprache, die alle Gemüter bewegt. Welch ein Wiedersehen! Welche Freude der Erneuerung alter, der Begründung neuer Bekanntschaften! Hier ein Kreis im eisgrauen Bart, der ein paar Altersgenossen die Hände schüttelt, dort reife, rüstige Männer, die sich in die Augen blicken, zu ergründen, wann und wo ihre lezte Begegnung gewesen. Nach kurz andeutenden Worten taucht das Grinnern auf; gemeinsame Kunst, gemeinsame Ausprache hatte sie einst zusammengeführt, das bloße Anschlagen der rüschauenden Gedanken drängt sie zueinander. Überall der Sturm der Begeisterung über ein Wiedersehen nach so vielen Jahren der Trennung. Dort ein paar Jünglinge, die sich zu den Alten drängen, um sich der von den Vätern aufgetragenen Grüße zu entledigen, andere, die Umschau in die Weite halten, den Träger des Namens zu entdecken, dem ihre Aufträge gelten. Jugend findet sich zu Jugend, vom Zufall gelenkt, im lodernen Feuer gemeinsamer Begeisterung schnell vereint. Hier werden Freundschaften geschlossen fürs Leben, treu und unverbrüchlich. An dem deutschen Lied richtet sich der Gedanke der Gemeinschaft auf, der Herz und Sinn erschließt, der den Bruder zum Bruder führt.

Als Werkstudent in der Landwirtschaft.

„Rrr Rrr . . .“ rattert der unerbittliche Wecker. Es ist 4 Uhr, in einer halben Stunde beginnt die Arbeit. Kurzentschlossen wird die Bettdecke zurückgeworfen und die Morgenwäsche beginnt. Schnell trinken wir

sind wir am Roggenschlag. In schnurgeraden Reihen stehen die Hocken, das Stroh ist von der Sonne der letzten Tage gelb gefärbt und schwer hängen die Ähren. — Von den vier Wagen, die wir mitgenommen haben, sind bald zwei hoch beladen und werden heimwärts unter das sichere Scheunendach gefahren. Die Sonne steigt immer höher, und als eine kurze Frühstückspause uns stärkt, brennen ihre Strahlen schon tüchtig auf uns herab. Nicht gar lange währt die Pause. Wieder fliegen die Garben und werden ordnungsgemäß (auch wir hatten es bald gelernt) aufgeladen. Zwei Ge-



Reifer Weizen.
(Aufnahme Georg Haedel,
Berlin.)

noch eine Riesentasse voll heißen Kaffees und verzehren dazu ebenso riesige Stullen. — Pünktlich um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr stehen wir in leichten Schlagsleinanzügen im Stall. Bald sind die Tiere aufgeschrirrt. Auf dem Hofe stehen schon die Männer und Frauen, die mit uns hinausfahren wollen zum Roggenschlag. Ein herzliches „Gon Morn“ und schon sitzt alles auf den Leiterwagen. Bald



Der goldene Segen steht in Hocken. (Aufnahme C. Lohmann, Blankensee.)



Beim Mähen.

spanne haben andauernd zu tun, um die beladenen Wagen zum Hof zu fahren, die andern beiden fahren von Hocke zu Hocke, von denen eine nach der andern verschwindet. Schnell vergehen die Stunden. Schon ist's 12 Uhr. Zwei

stramme Buben haben vom

Hof in zwei gewaltigen Körben das Mittagbrot

für uns gebracht.

Heute gibt's Rhabarber mit Kar-

toffeln und Speck

zusammen ge-

kocht, es schmeckt

uns großartig.

Nach dem Essen

gibt es einen

Augenblick

Ruhe, wir legen

uns mit dem

Kopf in den

Schatten einer

Hede; erzählt wird

nicht viel, es ist zu

heiß. — Als wir wie-

der die Törken in die

Hand nehmen, und die

ersten Garben auf den leeren

Wagen fliegen, erscheint unter

den Ulmen am Weg der Inspektor

auf seinem Braunen. Noch etwas schneller

fliegen die Garben, so daß die beiden oben kaum

so schnell wegpacken können. Zufrieden nicht er, als

er herankommt. Er lobt. Das spart an. Wir schuften den

ganzen Tag, bis es im Dämmer endlich heimgeht. — Am

Abend im Kreise der Familie des Besitzers auf der geräumigen freien Terrasse hinter dem Hause, erleben wir einen herrlichen Sonnenuntergang. — An diesen Tag mußten wir beide denken, als

wir vor ein paar Tagen jetzt wieder in Berlin auf meiner

Bude zusammen an der Ausarbeitung eines Pro-

tokolls vom Maschinen-

labor saßen. „Es

ist schade,“ meinte

mein Schulfreund

und Kommilitone,

„daß wir diesen Sommer

nicht wieder hin können!

Wenn dies ver-

flitzte Examen zum Herbst nicht

bevorstände!“ —

Wenn die Arbeit

auf dem Lande

auch in unser

Fach schlägt und die

Bezahlung in der Land-

wirtschaft geringer ist als

in einer Berliner Fabrik (wir

erhielten außer sehr guter

freier Verpflegung 29 Pfennige die

Stunde), so ist die Erinnerung an unsern

Am Dreschkasten. Landsommer doch gleichzeitig die Erinnerung an

unsere schönsten Ferien, und noch nie sind wir so frisch

und braungebrannt zu unserer Semesterarbeit zurückgekehrt

als nach unserer Arbeit als Werkstudent in der Landwirtschaft.



In die Scheune. (Aufnahmen Georg Haefel.)



Charlottenhof

Roman von Ilse Leutz

2.

Drei Jahre waren vergangen. Vor einigen Wochen war der Klapperstorch zum erstenmal in der Melonerie, wie das Gärtnerhaus am Parkeingang hieß, eingefehrt, und als er wieder fortgeslogen war, zeigte sich's, daß er ein winziges Mädchen dagelassen hatte.

Fritz Thümen Pflegesohn hörte oft und von vielen Seiten, er müsse die kleine Käthe recht lieb haben, und er gab sich auch redliche Mühe, dieser Aufforderung nachzukommen. Aber so recht wollte es ihm noch immer nicht gelingen.

Der einzige, der ihn darin, wie in vielem, verstand, war 'Großvater Hase', obwohl er selber in sein erstes Enkelchen rein närrisch verliebt war.

Peter war der Sohn eines ehemaligen Waffenbruders von Thümen, der vor heute auf den Tag genau zehn Jahren, an dem verhängnisvollen 26. August 1813, bei Gadebusch gefallen war. Eine Woche zuvor hatte ihn die Nachricht erreicht, daß seine Frau bei der Geburt des ersten Kindes, eines gesunden Jungen, gestorben sei. — In der Nacht, die dem Gefecht voranging, hatte Fritz, der keinen Schlaf gefunden hatte, in seinem Mantel gehüllt am Lagerfeuer gesessen. Der junge Vater, der aus demselben Dorfe im Oldenburgischen wie Thümen stammte, hatte gleichfalls gewacht. Von Todesahnungen bedrängt, hatte er dem Jugendfreund und Kameraden sein Herz geöffnet und ihn gebeten, sich für den Fall, daß ihm etwas zustoße, Thümen aber Sieg und Frieden erlebe, des armen Würmchens anzunehmen.

Dieses Versprechen hatte Thümen redlich gehalten. Und der kleine Peter vergalt Guttat und Liebe durch kindliche Unabhängigkeit. Der jungen Frau seines Pflegevaters hatte das scheue und leidenschaftliche Kind vom ersten Augenblick an dumpf widerstrebane Abneigung entgegengetragen. Er fühlte sehr gut, daß Frau Marianne ihn aus seinem Platz im Herzen des geliebten Vaters verdrängt hatte.

Marianne aber, die ja nur um zehn Jahre älter war als der Kleine, war noch zu jung und vielleicht auch nicht tief genug angelegt, um das rechte, gütige Verständnis für die Einstellung des Kindes zu ihr zu haben, etwa selbst um seine Zuneigung zu werben. Sie war nicht unfreundlich zu ihm; aber sie mochte ihn nicht. Pitt fühlte das sehr gut und ging der neuen Mutter aus dem Wege, wo er nur konnte.

Allerdings hatte 'die Fremde', wie er sie im stillen nannte, seinem jungen Leben auch etwas gegeben: den Großvater Hase! Diese beiden ungleichen Menschen, der blonde, zehnjährige kleine Junge und der im fünften Lebensdezenium stehende Mann, hingen innig aneinander. Je mehr Zeit verronnen war, desto herzlicher und wärmer war die Freundschaft geworden.

Großvater Hase mahnte Pitt nie, sein neues Schwesternchen zu lieben. Er wußte, daß Liebe kein Tribut ist, den man pflichtschuldigst darbringt, und er hielt den Jungen nicht, wie so mancher, der ihn linkisch und mit unglücklichem Gesicht neben der Wiege des reizenden, kleinen Engels stehen sah, für undankbar und gefühllos. Er wußte ja, wie Pitt zum Beispiel an ihm selbst hing; — und wie an dem dreibeinigen Lumpel.

„Lumpel“ war ein grauhaariger Hund, halb Spitz, halb Wolfshund — im großen und ganzen von unbestimmter Rasse — und hatte ursprünglich dem Veteranen gehört, der nicht weit vom Eingangobelisken von Sanssouci seinen Standort gehabt. Dort hatte der Alte, der von Leipzig her ein Holzbein hatte, tagaus, tagein mit seiner Ziehharmonika Posten gesetzt. Die etwas asthmatische Harmonika quietschte und pustete furchtbar auf einigen Registern; aber mit gutem Willen waren die Melodien noch immer herauszuhören gewesen, und das Eiserne Kreuz auf dem fadencheinigen Rock hatte das seinige getan: manch kupferner Dreier war in den Hut gefallen, den der neben dem Invaliden sitzende Lumpel bewahrt.

Eines schönen Tages — zwei Jahre, bevor die Jungfer Hase als junge Frau in die Melonerie einzehen sollte — hatten sich Zigeuner in der Gegend gezeigt. In die Stadt selbst durften sie nicht, so kampierten sie denn am Wegrand der Landstraße; aber ein Trupp halbwüchsiger Jungs von dem braunen Volk war frisch und unternehmend genug gewesen,

trotz des landrätslichen Verbots bis dicht an die Stadt heranzuschwärmen. Der Veteran hatte sein Repertoire schon mehrere Male heute durchgespielt: „Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden“, „Marie saß traurig im Garten“ und „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“, von dem besonders das letzte Lied auf die Vorüberkommenden eine große Wirkung auszuüben pflegte, und war gerade im Begriff, zur Melodie des Glanzstücks seines Programms überzugehen, dem Kohebueschen: „Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond“, als Lumpel höchst verdächtig die Ohren spitzte.

Weit und breit war im Augenblick keine Menschenseele zu sehen, und so glaubten die Vagabunden, die von den wimmernden Tönen der Harmonika auf die Fährte des Invaliden gebracht worden waren, leichte Beute vor sich zu haben.

Sie sollten sich aber verrechnet haben. Lumpel war ja noch da. Lumpel, der seinen Hauptlebenszweck darin sah, den Hut und damit die Kasse seines guten Herrn zu bewachen.

Auch er war ein Invalid. Sein linker, vorzeiten zu Schaden gekommener und schlecht verheilter Boderfuß schlenderte bei jedem Humpeschritt der übrigen drei Beine kraftlos und trübselig hin und her.

Trotz dieses Körperschadens trat Lumpel der anrückenden Rote so mutig wie nur je ein vierbeiniger Hund entgegen, und die schon nach dem Hut gereckte Hand eines der Galgenfrüchtchen bekam Lumpels Zähne zu schmecken. Viele Feinde sind indessen auch des tapfersten Hundes Tod. Lumpels Schicksal schien besiegelt zu sein. Hilflos wälzte er sich auf dem Boden, bemüht, die ihm geschickt um die Beine geschlungene Fesselung abzustreifen, während seine Feinde im Kreis um ihn herumstanden, sich an der ohnmächtigen Wit ihres Gefangenen ergötzen und über sein weiteres Los berieten. Der Inhaber der bis auf den Knochen durchbissenen Hand machte eine unmizverständliche Bewegung auf einen nahen, niedrigen Baumast hin. Sogleich waren die übrigen bereit, den Richter Lynch zu spielen.

Lumpels bis zuletzt wütendes Bellen ging schon in ein klägliches Wimmern über, und der Stelzfuß rang neben seiner durch einen Fußtritt vollends unbrauchbar gewordenen Harmonika jammernd die Hände, als durch Fritz Thümen, der auf einem Inspektionsgang durch sein Arbeitsreich begriffen und in der Nähe war, die Rettung kam.

Was nun geschah, ging außerordentlich rasch vor sich. Schon bei seinem ersten Erscheinen hatte die feige Gesellschaft die Flucht ergriffen, unter Mitnahme allerdings des dem Invaliden gewaltsam entrissenen Hutes und seines klimpernden Inhalts. Thümen aber, dessen scharfe Augen die Lage überschaut hatten, dachte nicht daran, das Gesindel mit seiner Beute und ohne den gehörigen Denkzettel abziehen zu lassen. Kaum, daß er den noch eben knapp vom Galgen erretteten Lumpel mit einem „Ich komme sofort retour!“ seinem Herrn übergeben hatte, nahm er die Verfolgung auf.

Die Lümmel liefen schnell, aber der Verfolger lief noch schneller. Auf der nach Bornstedt führenden Chaussee hatte er sie eingeholt. Einen, der den Hut mit dem noch unverteilten Inhalt trug, aus der Schar herausgreifen, ihn mit der Rechten, einen anderen mit der Linken packen und die beiden Köpfe aneinanderstübben, daß ihren Besitzern Hören und Sehen verging, war das Werk weniger Augenblicke.

Bald darauf hatte der Veteran alles auf Heller und Pfennig wieder, was er schon verloren gegeben hatte. Auch Lumpel, der seiner Fesseln und der böen Halschlinge ledig, sich vergnügt im Grase wälzte, schien die ihm widerfahrene, rauhe Behandlung nicht weiter geschadet zu haben. Nur die Harmonika war hin. Vollkommen hin.

Thümen, der seine Börse nicht bei sich trug, versprach dem Stelzfuß, ihm den Betrag zur Anschaffung einer neuen zu leihen. Pitt hatte die Summe am nächsten Tag in das bescheidene Dachkämmerchen des Invaliden hingetragen und so die Bekanntschaft von Lumpel und seinem Herrn gemacht. —

Von da an konnte man den Jungen oft neben dem Veteranen am Obelisken von Sanssouci stehen sehen. Und im folgenden Winter, als der Alte einer Lungenentzündung erlegen und Lumpel herren- und heimatlos geworden war, hatte Pitt sich des Verwaisten angenommen und ihn in die Melonerie geschleppt, wo er bis zu Thümens Verheiratung

geblieben war. Dann mußte er abermals das Quartier wechseln, denn Frau Marianne behauptete, der Anblick des erbarmungswürdigen Dreibeins sei ihr eine Pein, und Thümen hatte sich infolgedessen, Pitts wegen etwas bedrückten Herzens, beeilt, das Humpelchen aus dem Hause zu schaffen und es bei seinem Schwiegervater, der sich hierzu erboten, unterzubringen. — — —

Es war wenige Wochen nach der Geburt der kleinen Käthe und ein wundervoller Spätsommeritag.

Janus Genelli, der ehemalige Zeichenlehrer des Kronprinzen, war auf dem Wege von seiner dicht am Jägertor gelegenen Wohnung zur Freundschaftsinsel.

Die Lindenstraße hinunter war der Herr Hofrat, welchen derzeit nicht eben raren Titel der Künstler dank seiner Beziehungen zum Königshause führte, bereits bis zur Breiten Straße gelangt. Unter den alten Kastanienbäumen dort war es angenehm schattig und kühl. Der rüstig Ausschreitende nahm gerade den Schlapphut ab, um mit dem Schnupftuch über die gewölbte, hohe Stirn zu fahren, als vom Turm der Garnisonkirche herab der kleine Musiksaal erscholl, der besagte, daß der Stundenzeiger soeben das erste Viertel des Weges zwischen der Elf und der Zwölf des Zifferblatts zurückgelegt habe.

Genelli war stehengeblieben und ließ seine Uhr reperieren. „Alle Wetter!“ brummte er erschrocken, während der letzte Ton des Glockenspiels verklang. „Wahrhaftig schon Viertel zwölf! Da soll doch gleich . . .“

Er verschluckte das Donnerwetter, das er zum Dreinthalben auffordern gewollt, denn die Tür des eben passierten Hauses war ebenso plötzlich wie heftig aufgesprungen, und ein graubepelztes Etwas schnellte aus der Öffnung, hoppelte unter dem erregten Bimmeln der Türschelle geradeaus gegen die hofrälichen Beine.

Unwillkürlich glaubte der Angerempelte an eine feindselige Absicht des Angreifers, trotz der flatternden, weißen Friedensfahne, die dieser im Maule trug.

Zufällig hatte obendrein erst heute Genellis Haushälterin ihrem Herrn ein langes und breites über die Hundsbut vorlamentiert, die in der Gegend grassiere. Die Gute lebte des Glaubens, die unheimliche Krankheit werde von der Sonnenhitze erzeugt, eine Ansicht, die der Maler bezweifelte. Das heißt, vorhin, in seinen sicheren vier Pfählen, hatte er der ihm vorgetragenen Meinung einen gelinden Skeptizismus entgegenzusehen gewagt.

Hätte die Müllern ihrem Herrn in diesem Augenblick ins Herz blicken können, so hätte billigerweise gerechte Genugtuung ihren Busen schwellen dürfen! . . . Sie war aber leider weder zur Stelle, noch irgendwie fernseherisch begabt und ahnte somit nichts von der plötzlichen Beklehrung, die aus einem Saulus einen Paulus gemacht hatte, der, Aug' in Auge mit der gräßlichen Gefahr, die Möglichkeit einer Kausalitätsbeziehung zwischen der heutigen hohen Tagestemperatur und dem ersichtlich tollen Hundetier bei sich vollaus bejahte. Einzelheiten der „Fälle“, von denen ihm vorhin berichtet worden war, schaukelten durch sein entseßtes Hirn. Auch hatte er vor kurzem in einem Taschenalmanach gelesen, wie die Wilden giftigen Schlangen ein Tuch oder ein Stück Holz entgegenzuhalten pflegten, damit der Viperzahn sich dorfhinein bohre und sein Gift entleere. Vielleicht aus der Erinnerung hieran, sozusagen aus einem unklaren Instinkt heraus — zu methodisch geordnetem Denken war ihm ja keine Zeit geblieben — hielt er dem Anstürmenden im letzten Augenblick seinen Stock entgegen.

Sofort ließ der tollwütige Röter seine Parlamentärflagge fallen und apportierte dafür den Stock — nicht etwa dem Herrn Hofrat als seinem Eigentümer, sondern dem Jungen, der eben aus Uhrmacher Hoses Laden herauskam. Und, o Wunder, der nahm ihn ihm ohne jede Furcht ab, während er den halb fröhlich und halb schuldbewußt schweifwedelnden Sünder auszankte: „Aber Lumpel! Schämst du dich nicht? Erst stiehlst du mir das Blatt und nun gar dem fremden Herrn den Stock! Pfui, du bist ja ein Dieb, Lumpel!“

Lumpel schien nicht sonderlich zerknirscht. Der Junge gab ihm noch einen freundschaftlichen Klaps und trat, die Röte einer leichten Verlegenheit im Gesicht, auf Genelli zu. Schüchtern lächelnd reichte er ihm den Stock. „Ich bitte vielmals um Verzeihung, mein Herr, — es tut mir sehr leid, daß unser Lumpel so unartig war!“

Der Hofrat brummte etwas Bärbeißiges in seinen Bart, den er nach alter Teutonenritte entgegen der Mode trug,

und der das Schmunzeln verbarg, mit dem er den Erklärenden betrachtete.

„Unser Lumpel! . . . So, so. Trägt seinen Namen mit Recht, der Racker! — Gehört er dir?“

„Ja.“ Der Junge stockte. „Das heißt, ich weiß nicht . . . Eigentlich wohl Großvater! . . .“ Nun wirklich verlegen, krümmte er die Finger und schielte dabei beharrlich und verlangend nach dem Blatt Papier zu Genellis Füßen hin.

Halb gedankenlos, halb heilustig folgten des Malers Augen diesen heimlichen Blicken. Im nächsten Augenblick schoben seine buschigen Brauen sich plötzlich zusammen, und ehe der überraschte Junge wußte, wie ihm geschah, hatte Genelli sich gebückt und das Blatt schon selber aufgehoben.

„Wo hast du das her? Weißt du, wer das gemacht hat, Junge?“

Pitt schluckte. „Ich,“ bekundete er kleinlaut.

Genelli räusperte sich. „Nicht möglich! . . . Hm . . .“ Er versank in kurzes Schweigen. Dann fing er wieder an. „Sag mal, wer hat dir denn die spottschlechte Perspektive beigebracht?“

In den Augen des kleinen Malers standen helle Tränen. Er würgte an einer Antwort, die er aber nicht fand. Der alte Polterer begriff, — obwohl er sich noch nicht zu entschließen vermochte, es wirklich zu glauben — daß der Junge das Wort „Perspektive“ nicht verstand und also auch kaum den Begriff als solchen bewußt kannte. Und doch war es gerade die — obwohl technisch falsche — Perspektive, die ihn an dem kindlichen Entwurf am meisten frappierte und reizte.

Das Bild, eine Bleistiftzeichnung, stellte einen Grabstein dar. Die Figuren des Grabdenkmals waren Entwürfe und keine Kopien. Genelli kannte die Potsdamer und umliegenden Kirchhöfe genau und wußte, daß dieses originelle Monument sich nirgends befand. — Abgesehen davon aber fesselte den alten Landschaftsmaler auch die Art, in der der kleine Zeichner ein überaus stimmungsvolles Friedhofsbild um sein geplantes Grabdenkmal herumkomponiert hatte.

Wie sein waren diese leise geneigten Lebensbäume, wie gut getroffen der Zug der Wolken, das Stückchen gegen den Horizont abgrenzender Mauer . . .! Wie instinktiver war die Gefahr vermieden, das Monument als solches allzusehr im Bordergrund stehen und sich dadurch nicht organisch dem Ganzen einfügen zu lassen! Wem möchte übrigens das eigenartige Grabmal zugeschrieben werden?

Er legte seine Hand schwer auf die Schulter des Jungen. „Sag mal, mein Sohn, wenn du mir schon nicht verraten willst, wer für diese vertrakte Perspektive verantwortlich zeichnet, — so sage mir wenigstens, wo hast du das gesehen!“

Der Junge schüttelte den Kopf. „Nirgends . . .“ brachte er mit einer verlegenen Halswendung hervor und wurde dabei abwechselnd rot und blau. „Ich dachte mir so . . .“

Also tatsächlich ein Entwurf, eine freie Phantasie-schöpfung. Verblüfft, beinahe fassungslos blickte Genelli auf den Knirps hinab, in dem eine solche Begabung steckte.

„Meister Hase ist dein Großvater?“

Nach einem kleinen Zaudern, das Genelli in seiner Erregung nicht beachtete, kam die Antwort: „Ja.“

In diesem Augenblick intonierte das Glockenspiel die ersten Takte von „Üb' immer Treu' und Redlichkeit . . .“

Halb zwölf!!

Genelli fuhr zusammen. „Barmherzigkeit!“ Ein kurzer, scharfer Blick unter buschigen Brauen hervor haftete auf dem Jungen. „Ich nehme den Bogen einstweilen mit!“ sagte er hastig und bestimmt. „Braucht keine Sorge zu haben — du kriegst ihn wieder! Mein Kompliment dem Großvater und gegen Abend würde ich bei ihm vorsprechen! Ach so, du weißt wahrscheinlich gar nicht, wer ich bin! Hofrat Genelli, weißt du es dir merken!? Ich käme jetzt gleich zu euch hinein, aber es geht beim besten Willen nicht. Ich bin zu dem Fest auf der Pfaueninsel geladen, heißt das: befohlen. Und große Herren lieben es nicht, zu warten.“

Die letzten Worte sagte er schon über die Schulter, und nicht lange darauf war er dem Gesichtsfeld des Jungen und dem Lumpels entchwunden, der seelenruhig, als habe er nicht das geringste angerichtet, den Stamm des Kastanienbaums beschüßt und in fröhlich-unschuldsvollem Eifer die Erde aufzukratzen begann. —

Genelli kam zu spät. Trotz Sonnenglut und Bürgerreputation war er im Schweiße seines Angesichts über den Schloßplatz und um den Südwestflügel des Schlosses herum Trab zur Bootsanlegestelle gelaufen. Auch der Tollenführer hatte, durch ein in Aussicht gestelltes phantastisches Trink-

geld gespornt, wie der Satan darauslos gerudert; aber zu spät kamen sie doch! Die Herrschaften seien alle schon drüben am Moorlakeener Ufer, berichtete ein auf der Pfaueninsel zurückgebliebener Lakai.

Genelli strich sich seinen schönen, weißen Bart. Das war fatal! Doch nicht zu ändern...

Er gab dem Ruderer das versprochene Trinkgeld und griff nach der Tabatiere in der Westentasche. Nachdem er eine Prise genommen, klappte er die Dose gemächlich wieder zu und wandte sich landeinwärts, den merkwürdigen Sehenswürdigkeiten des einstigen „Kaninchenwerders“ zu.

Dort, wo zur Zeit des Großen Kurfürsten der „Zauberer“ Kunkel von Löwenstern, der Dr. Faust der Mark, sein Wesen getrieben, wurden jetzt bengalische Hirsche und Büffel, chinesische Schweine und sogar Känguruhs gehegt, gab es Affenkäfige und Bärenzinger. In wenigen Jahren hatte Lenné als, wie es den alten Maler bedünkte, nicht minder großer Zauberer wie der legendäre Alchimist, zusammen mit Fintelmann aus dem verrufenen, verwilderten Eiland einen herrlichen Park geschaffen.

Über weite, leuchtende Rasenflächen stolzierten Pfaue; exotische Bäume und Sträucher erzielten in wirkungsvollen Gruppen die angenehmsten und überraschendsten Eindrücke für das bewundernde, entzückte Auge. Schloß, Meierei und Kavalierhaus, die schon so manche Wandlung durchgemacht, fügten sich dem Gesamtbilde in diesem neuen gärtnerischen Rahmen aufs glücklichste ein. —

Eine Stunde war vergangen, seit Genelli seinen Rundgang angetreten hatte. Diesmal hatte er es besser abgepaßt: — gerade, als er an seinem Ausgangspunkt wieder angelangt war, näherte sich die Fähre, die den König mit seinen heutigen Gästen, zu denen in erster Linie die Zarin Alexandra Feodorowna, die einstige Prinzess Charlotte, gehörte, zur Insel zurückbrachte.

Genelli war den Landenden entgegengeeilt und begann, seine Entschuldigungen vorzubringen. Doch sein früherer, fürstlicher Schüler unterbrach ihn kurzerhand. „Schon gut, lieber Hofrat! Sie wissen, den Nachfolgern des Phidias und des Apelles sieht man an Preußens Königshof sogar das

schwerstwiegende aller bourgeois Verbrechen, die Unpünktlichkeit, geneigtest nach. —

Nun aber hören Sie! Die Zarin hat da unterwegs den König auf eine herrliche Idee gebracht. Es handelt sich, um es gleich vorweg zu sagen, um den Bau einer neuen Kirche. Dicht neben Nifolskoe, wie das neue Blochhaus drüben zu Ehren meines russischen Schwagers heißen soll und dessen soeben erfolgte, feierliche Taufe Sie unverbesserlicher, alter Bohemien glücklich versäumt haben. — Ich denke mir nun die Kirche so: — sie stand sozusagen fix und fertig vor mir, wie ich das erste Wort von ihr hörte! — Er unterbrach sich und griff nach dem Bogen Papier, den Genelli noch immer in der Hand hielt. „Warten Sie, ich strichele Ihnen schnell die Umrisse hin! Haben Sie Ihren Stift bei sich?“

Noch ehe Genelli irgendeine Erwiderung machen konnte, brachte er den Bogen dicht an die stark kurzsichtigen Augen. „Aber — Pardon! Ich sehe, das Papier ist nicht, wie ich glaubte, leer! Was ist denn das?“ Interessiert fragend sah er zu Genelli hin. „Das haben doch wohl nicht Sie selbst...“

„Nein, königliche Hoheit! Für mich wäre es, wenigstens, was die technische Seite anbelangt, vielleicht kein Ruhmesblatt. — Für den zehnjährigen Jungen, der obendrein niemals Unterricht gehabt hat, ist es eine erstaunliche Leistung. Meinen königlichen Hoheit nicht auch?“

Friedrich Wilhelm nickte fast heftig. „Aber ja!“

Aufmerksam besah er die Figuren des Grabmals, die eine Gruppe bildeten, in deren Mittelpunkt ein stelzbeiniger, alter Veteran von dem halb reliefartig aus der rückwärtigen Steinwand tretenden Tod in eine dunkle Pforte gegen den Hintergrund zu geführt wurde. Der Tod, obwohl das traditionelle Gerippe, hatte nicht den üblichen triumphierenden und grausenerregenden Ausdruck, sondern den einer ernsten Güte, und der ihn umwallende Togenmantel blähte sich rechts und links wie zwei Engelsflügel, die teilweise auch den von ihm Geführten sanft einhüllten. Wehmüttig, zugleich voller Resignation, hielt dieser den Kopf halb zu einem kleinen Hunde zurückgewandt, der sein gebrochenes Vorderbein kläglich vorstreckte und mit rührend menschlichem Ausdruck in den Augen dem Scheidenden nachblickte. — „Kopie?“



Phantastischer Zug. Gemälde von Erhard Amadeus Dier.

Janus Genelli schüttelte den Kopf. „Nein! — Ein freier Entwurf! Ich habe mir diese Frage auch gestellt, obgleich ich das Modell,“ — er wies auf die Figur des kleinen Hundes — „seit einigen Stunden in Persona und in höchst unsteinerner Lebendigkeit kenne!“

und grämlich, — aber das Lächeln, mit dem er die Schwieger Tochter, die er trotz oder vielmehr wegen ihres weichen Herzens schätzte, anblickte, war wohlwollend und herzlich.

Er wandte sich zu seinem Ältesten. „Überlasse indessen Konsequenzen wohl am besten dir!“ Eine Kopfbewegung



Bildnis der Tänzerin Lena Riesenstahl. Gemälde von Eugen Spiro.

Er erzählte das kleine Abenteuer seiner Bekanntschaft mit Lumpel von Anfang bis Ende, und schonte sich selbst nicht dabei; — kannte er doch des Thronfolgers Sinn für Humor. Kronprinz Friedrich Wilhelm lachte denn auch über des tapferen Hofrats Angst vor der Hundswut, daß ihm die hellen Tränen kamen.

Auch die anderen waren inzwischen aufmerksam geworden und nähergetreten. Die Zeichnung des unbekannten, kleinen Künstlers ging von Hand zu Hand.

„Der Kleine ist verwaist, sagten Sie?“ fragte Kronprinzessin Elisabeth mitleidig.

„Enkel vom alten Hase!“ ergänzte der König. „Ist in guten Händen. Kenne den Mann. Ist Uhrmacher und hat dazu Organistenposten an der Garnisonkirche. — Sehe keinen Grund, Jungen zu bewehleiden.“ Die Stimme klang kurz

wies noch einmal auf die Zeichnung. „Finde das auch gut, Talent muß ausgebildet werden!“

Der Thronfolger nickte. „Gewiß. Ich werde die Sorge dafür übernehmen!“ —

So kam es, daß nicht nur Genelli, sondern das kronprinzliche Paar in eigener Person gegen Abend bei Meister Hase vorsprach. Dort erwartete sie insofern eine Überraschung, als es sich herausstellte, daß der kleine Pitt mit Meister Hase nicht blutsverwandt war und nicht bei ihm, sondern im Hause seiner Pflegeeltern in der Melonerie zu Hause war.

Auch den Sinn des eigenartigen Grabmals erklärte „Großvater“ Hase dem hohen Besuch, der wieder aufbrach, nachdem Genelli Tag und Stunde festgesetzt hatte, an denen sein neuer Schüler zum ersten Male zu ihm kommen solle...

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Der geistige Schutzwall gegen Deutschland.

Die Zahl der Studierenden hat nach dem Kriege außerordentlich zugenommen, obwohl das verkleinerte, allen überseischen Besitzes beraubte Deutschland bei weitem nicht mehr den Bedarf an akademisch gebildeten Menschen hat wie früher. Die Folge davon ist, daß ein großer Teil der jungen deutschen Akademiker in der Heimat kein Betätigungsgebiet findet

und nach auswärts drängt. Bis zum Beginne des Weltkrieges war ja auch das Ausland in seinem wirtschaftlichen und geistigen Leben in großer Abhängigkeit von Europa, vor allem von Deutschland. Die meisten Rohstoffe, Mineralien, Baumwolle, Sisalhans, Kakao, Kopra usw. gingen den weiten Weg über das Weltmeer nach Europa, wurden hier ver-

arbeit und kehrten zum großen Teil nach den Ursprungsländern als Maschinen, Wäsche, Tüche, Neze, Täue, Schokolade, Seife usw. zurück.

Ein ähnlicher Vorgang ließ sich auf geistigem Gebiete beobachten. Europäische, besonders deutsche Ingenieure, Ärzte, Juristen, nicht zu vergessen Militärs, waren ebenfalls ein begehrter Exportartikel aus Europa. Der vierjährige Weltkrieg hat alle Verbindungen von Europa nach Übersee zerrissen und durch seine Einfreiungspolitik vor allem alle Fäden Deutschlands nach dem Auslande zerschnitten. Eine Entwicklung, die wahrscheinlich allmählich eingetreten wäre, wurde durch diese Gewaltmaßnahmen außerordentlich beschleunigt. Die Überseeländer haben sich von Europa unabhängig gemacht und ihre Rohstoffe selbst verarbeitet. Es entstanden Maschinenfabriken, Druckereien, Brauereien usw., die auch bei Beendigung des Weltkrieges ihre Tore nicht schlossen, sondern ihre Absatzgebiete zu erweitern versuchten. Besonders war es Nordamerika, das nach dieser Richtung hin den Weltkrieg rücksichtslos ausnutzte und die europäischen Absatzgebiete, soweit sie nicht eigene Industrien erzeugten, fast restlos eroberte.

Das gleiche ist zu beobachten auf dem Gebiete des Bildungswesens. Auch da hat man sich von Europa unabhängig gemacht, und am meisten Auswirkung hat dieses Vorgehen gegenüber Deutschland, weil gerade wir auf allen geistigen Gebieten Lehrer und Führer vieler unentwickelter Staaten waren. Alle diese Länder haben jetzt ihre eigenen Hochschulen und legen selbstverständlich großen Wert darauf, daß die Akademiker im eigenen Lande untergebracht und vor ausländischer Konkurrenz geschützt werden.

In Norwegen hatte beispielsweise ein großer Teil der Zahnärzte in Deutschland — eigentümlicherweise in Breslau — studiert und auch hier sein Examen gemacht. Jetzt darf in Norwegen kein Zahnarzt eine Praxis aufnehmen, der nicht in seinem Heimatlande selbst sein Staatsexamen ablegt. Dadurch ist erreicht worden, daß die Zahl der norwegischen Studenten in Deutschland abgenommen hat und daß es deutschen Ärzten geradezu unmöglich ist, sich in Norwegen niederzulassen.

Man kann natürlich einem deutschen Akademiker, wenn er den Einwanderungsgesetzen genügt, nicht das Betreten irgendeines Auslandstaates verbieten, aber die Ausübung seines Berufes wird ihm dadurch erschwert oder unmöglich gemacht, daß die meisten Landesgesetze ein Berufsexamen vor den Landesbehörden in der Landessprache noch einmal verlangen.

Verhältnismäßig stark war früher das Bedürfnis an deutschen Ärzten, die überall hochgeachtet waren. Hier haben sich die Verhältnisse zu ungünsten der deutschen akademischen Jugend völlig verändert.

Eine deutsche Ärztin in Portugiesisch-Ostafrika hatte einen außerordentlich reichen Zuspruch. Die Denunziation portugiesischer Ärzte genügte, um jede weitere ärztliche Tätigkeit ihr zu verbieten; nur mit Not und Mühe entging sie einer Bestrafung. In Portugal und in portugiesischen Kolonien darf ein Arzt nur praktizieren, wenn er an einer portugiesischen Universität seine medizinischen Examina abgelegt hat. Ähnlich liegen die Verhältnisse in fast allen Ländern. Beispielsweise müssen in Argentinien ausländische Ärzte zwecks Zulassung zur Praxis die Prüfungen in spanischer Sprache ablegen. Es ist das ein außerordentlich wirkungsvolles Mittel, die argentinischen Ärzte vor dem Wettbewerb ausländischer zu schützen. Die Prüfungen müssen in allen Fächern und in der Reihenfolge und Form abgelegt werden, wie sie die Prüfungsordnung für die Studierenden der Medizin vorschreibt. Der Ausländer muß in sämtlichen propädeutischen Fächern die Prüfung bestehen. Darin liegt eine große Schwierigkeit, da die Materien zum Teil längst vergessen sind. Die praktischen Fächer bieten zwar einem gut ausgebildeten deutschen Arzt keine Schwierigkeiten. Da aber die Argentinier nicht lateinisch, also auch nicht die internationale lateinische Nomenklatur kennen, so muß jeder Muskel, jeder Knochen neu gelernt werden. Besonders störend ist diese Sprachklausel in der Chemie. Die Gesamtzahl der abzulegenden Prüfungen beläuft sich auf 26. Da ist es nicht zu verwundern, wenn die Zahl der ausländischen Ärzte, die die Prüfung bestehen, außerordentlich gering ist. Zedenfalls würden zwei bis drei Jahre für einen Ausländer in Argentinien notwendig sein, um mit einiger Aussicht auf Erfolg die Prüfungen abzulegen.

Auch die deutschen Tierärzte, die früher sehr begehrt wurden, haben heute in überseelischen Ländern keine Aussicht mehr auf Betätigung. Bei dem großen Viehreichtum dieser Länder spielt das Einzelpferd oder das Einzelrind überhaupt keine Rolle. Kein Viehherdenbesitzer würde deshalb einen Tierarzt in Anspruch nehmen, aber die Seuchengefahren machen die Anstellung von staatlichen Veterinären durchaus notwendig. Diese werden aus dem Lande selbst genommen, und vom Ausländer wird, wie bei allen anderen akademischen Berufen, erst ein Staatsexamen nach den Landesgesetzen und nach der Landessprache verlangt.

Ebenso ungünstig liegen die Dinge im Auslande auf juristischem Gebiete. Auch da verlangt das Ausland bei Ausübung einer Rechtsanwaltspraxis erst die Ablegung der Examina in der Staatssprache, und da die Verhältnisse in jedem Staate andere sind, bedeutet das im Grunde genommen ein nochmaliges Studium, dem sich so leicht keiner unterziehen wird. Diplom-Ingenieure, Diplom-Kaufleute und Diplom-Landwirte hoffen sehr häufig im Auslande auf ein schnelleres Vorwärtskommen und auf eine höhere Wertung und Anerkennung ihrer akademischen Bildung. Sie befinden sich aber dabei in einem großen Irrtum. Selbst die kleinsten überseelischen Staaten haben jetzt ihre eigenen Hochschulen, auf denen die Staatsexamina abgelegt werden können, und für den deutschen Akademiker ist ein Betätigungsgebiet so gut wie ausgeschlossen. Werden in einem Privatbetrieb akademisch vorgebildete Persönlichkeiten verlangt, so nimmt man sie aus nationaler Pflicht aus dem Inlande und nicht von Europa. Im übrigen darf dabei nicht vergessen werden, daß diese zum Teil neu eingerichteten Hochschulen der überseelischen Staaten durchaus nicht minderwertig zu sein brauchen; sie stehen nicht selten auf einer Höhe, daß sie einen Vergleich mit europäischen Bildungsanstalten nicht zu scheuen brauchen. Wer als Ingenieur, Kaufmann oder Landwirt ins Ausland geht, kann seine deutsche akademische Ausbildung dort nicht in die Wagschale werfen, er muß in diesem Neuland gewissermaßen von der Pike auf noch einmal anfangen und seine Überlegenheit praktisch zeigen, um damit in höher bezahlte Stellen aufzurücken.

Sehr groß ist der Bedarf an akademisch gebildeten Landwirten in Rußland. Da bei der kommunistischen Verwaltung Eigenlandbesitz nicht vorhanden ist, werden Regierungslandbesitzen von akademischen Landwirten bewirtschaftet. Um den Bauern Leitung und Anregung zu intensiver Wirtschaft zu geben, ist die Zahl der russischen landwirtschaftlichen Beamten, die den Bauern Rat, Hilfe und Anleitung geben sollen, verhältnismäßig groß. Merkwürdigerweise wird dabei in Rußland im Gegensatz zu Deutschland mehr auf theoretische als auf praktische Ausbildung der akademischen Landwirte Wert gelegt. Es ist ganz selbstverständlich, daß nie ein deutscher Diplomlandwirt eine derartige amtliche Stellung in Sowjetrußland erhalten würde.

Das gleiche gilt aber auch für alle Staatsstellungen in südamerikanischen Ländern. Zwar ist der Leiter des Botanischen Gartens in Asuncion in Paraguay, Herr Dr. Tiebrig-Gerz, ein Deutscher; desgleichen ist auch in Uruguay noch Professor Dr. Boerger als deutscher Diplomlandwirt in amtlicher Stellung tätig, aber das sind Überbleibsel aus einer längst vergangenen Zeit, und wenn diese Herren aus ihren Stellungen ausscheiden, ist mit aller Bestimmtheit damit zu rechnen, daß als Nachfolger nicht Deutsche in Betracht kommen, sondern diese aus dem akademischen Nachwuchs des Landes gewählt werden.

In diesen zum Teil noch unentwickelten Ländern ist oft der Grundbesitz noch nicht katastermäßig festgelegt, und man sollte meinen, daß gerade hier der Landmesser ein gewaltiges Betätigungsgebiet vorfinden würde. Das war auch vor dem Kriege der Fall. Inzwischen werden aber auch auf diesem Gebiete nicht mehr Ausländer zu amtlichen Vermessungen zugelassen, sondern nur solche, die im Lande selbst ihren Bildungsgang genossen und die vorgeschriebenen Examina abgelegt haben.

Vorbildlich galt vor allem das deutsche Schulwesen, und aus allen Ländern kam man nach Deutschland, um unsere Bildungsanstalten kennenzulernen und um Fachmänner zu gewinnen, die im Auslande das Bildungswesen nach deutschen Grundsätzen leiten und einrichten sollten. Leider gilt auch auf diesem Gebiete der Anfang der deutschen Märchen „Es war einmal“. Ein Betätigungsgebiet findet der deutsche Philologe im Auslande fast ausschließlich in deutschen Privatschulen. Da das Auslandsdeutschland jetzt in stärkerem Maße bestrebt ist, sich seine deutsche Kultur zu erhalten, legen die deutschen Siedler im Auslande großen Wert auf eigene Schulen und opfern dafür verhältnismäßig hohe Beträge. Auf diese Weise ist in gewissen Grenzen dem deutschen Lehrer im Auslande immer noch ein Betätigungsgebiet gegeben.

Obwohl beispielsweise die Mandatsregierung in Südwestafrika Volks- und höhere Schulen in genügender Anzahl geschaffen hat, unterhalten die Deutschen in Südwest unter vielen Opfern und Mühen eine große Anzahl deutscher Schulen und deutscher Gymnasien.

Was das Ausland auf dem Gebiete der Auswanderer von uns besonders begeht, sind Landwirte, tüchtige Handwerker und Techniker, also Kräfte, die wir selbst im eigenen Lande trotz unserer Überbevölkerung sehr gut gebrauchen können. Dagegen findet die Überproduktion an Akademikern nach dem Vorhergelegten nur ausnahmsweise ein Betätigungsgebiet im Auslande. Es muß daher der deutsche Akademiker mit allem Nachdruck davor gewarnt werden, aufs Geratewohl sein Heimatland zu verlassen. Nur wenn er einen festen Vertrag in Händen hat, der ihm ein auskömmliches Gehalt sichert, kann er im Auslande bestehen, sonst

sinkt er dort mit großer Schnelligkeit unaufhaltsam zum Bildungsproletarier herab.

Die verengerten Grenzen Deutschlands haben auch das Betätigungsgebiet unserer akademischen Jugend verringert. Der Drang nach dem Auslande unter ihr ist deshalb wohl zu verstehen, aber es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Schwierigkeiten, die ihrer draußen warten, schier unüberwindlich sind. Jeder deutsche Akademiker, der die Heimat verläßt, sollte sehr sorgfältig alle Verhältnisse prüfen, ehe er sich entschließt, diesen entscheidenden Schritt zu tun. Es soll dabei nicht unerwähnt bleiben, daß bei großen wissenschaftlichen Koryphäen das Ausland auch seine Schutzbefestigungen unter Umständen außer Kraft setzt. Einer Persönlichkeit wie Geheimrat Professor Dr. Kleine, der auf dem Gebiete der Bekämpfung der Schlafkrankheit Gewaltiges geleistet hat und darin anerkannter Fachmann ist, wird niemand zutrauen, bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten im Auslande

sich irgendeinem ausländischen Staatsexamen zu unterwerfen. Sowohl England wie die Union und andere Kolonialstaaten sind froh, wenn sie sich die Kenntnisse und Fähigkeiten eines solchen Mannes dienstbar machen können. Aber solche Ausnahmen bestätigen leider nur die Regel, daß zur Zeit dem deutschen Akademiker außerhalb der deutschen Reichsgrenzen kaum ein Betätigungsgebiet gegeben ist.

Besonders zu bedauern ist es, daß auch in unserem Kolonialbesitz, der jetzt als Mandate aufgeteilt wurde, der deutsche Akademiker als Ausländer behandelt wird und infolgedessen auch in diesen Gebieten, wohin eine starke Rückwanderung der Deutschen eingesezt hat, unsere Hochschuljugend kein Betätigungsgebiet finden kann. Hier wäre es eine besondere Aufgabe der Mandatskommission und des Völkerbundes, dafür zu sorgen, daß die deutschen Hochschulexamina auch in diesen Gebieten anerkannt werden. Wilhelm Föllner, Präsident des Deutschen Kolonialvereins.

Die künftige Ibero-Amerikanische Ausstellung in Sevilla. Von Prof. Dr. E. Schäfer.

Mit drei Abbildungen aus der Monographie „Spanien“ von Prof. Dr. E. Schäfer. (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.)

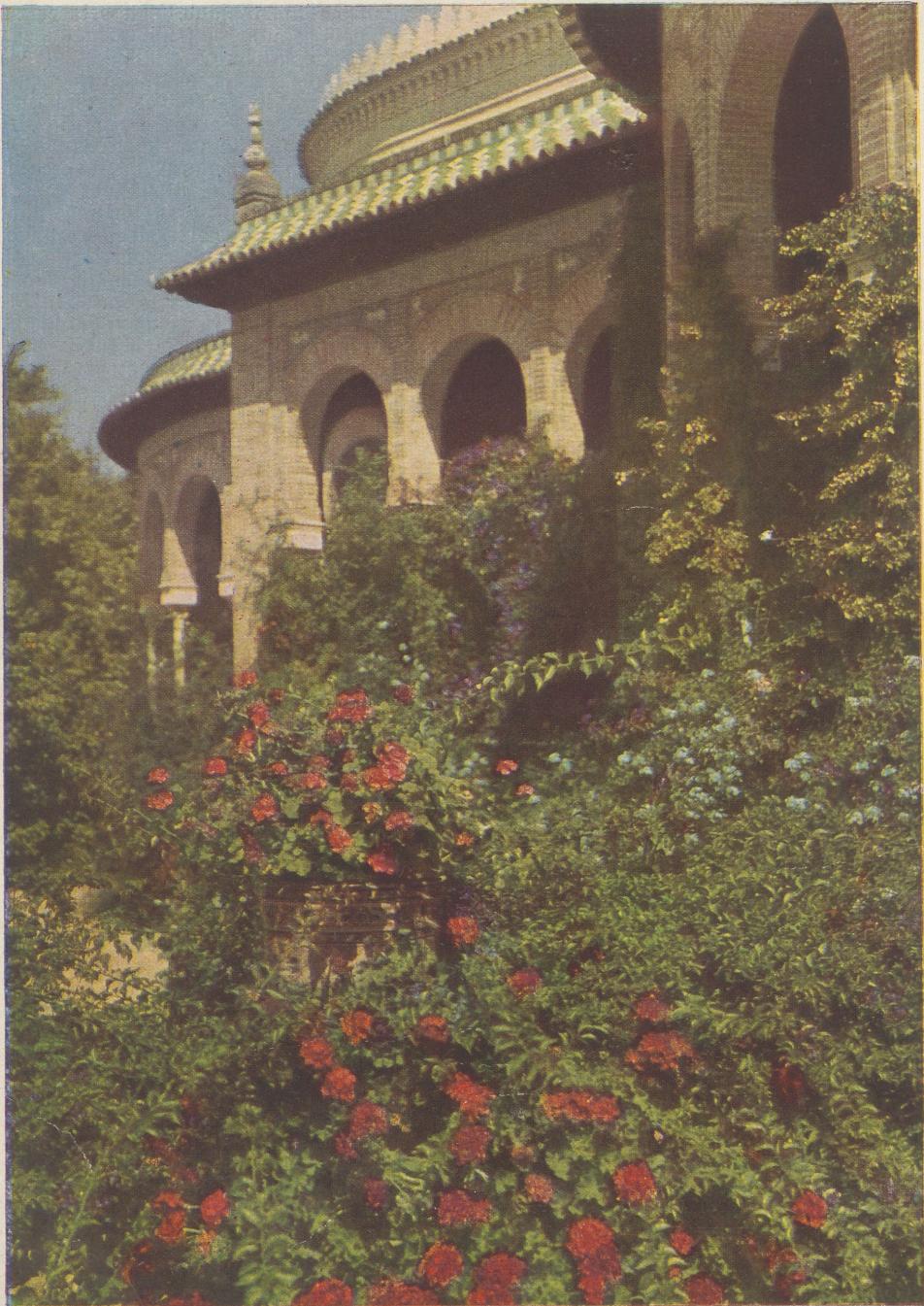
Sevilla, die lachende, sonnenhelle Hauptstadt Andalusiens, war bisher für die meisten Deutschen, die es nur aus den Schilderungen schwärmerischer Dichter und begeisterter Reisender kannten, eine Art Märchenland: malerisch wundervolle enge Gassen, belebt von Schönen und stolzen Caballeros im breitkrempigen Hut, düstere, prachtstrotzende Kirchen, verschwiegene Palmen- und Orangenhaine, und alles überstrahlt von der glühenden Sonne des Südens, deren Wärme die Menschen zu süßem Nichtstun und Träumen verführt — das ist so ungefähr die landläufige Vorstellung. Dazwischen Sevilla auch eine lebensprühende, arbeitende und vorwärtsstreibende Großstadt ist und daß es sich rastlos bemüht, diesem Begriff gerecht zu werden oder wenigstens in ihn hineinzuwachsen, das wissen meist nur diejenigen, die an diesem Arbeitsleben mitwirken und so die Fortschritte ermessen können, die hier gemacht werden.

Wie lange wird's noch dauern, und die angeblich

soträumerische Stadt ist in den Mittelpunkt des Weltverkehrs gerückt, wenn sie erst, wie einst zu den Zeiten der Indienfahrten, das Ausgangstor Europas für den Übersee-

verkehr wird, jetzt mit den Galeonen der Luft. Schon in nicht allzu ferner Zeit soll der erste Zeppelin von hier seine Fahrt nach Südamerika antreten, etwa zu derselben Zeit, wenn die große Ibero-Amerikanische Ausstellung ihre Pforten öffnet und den Strom der Besucher aus Spanisch-Amerika und Europa einläßt, um mit jenen das seit Jahren eifrig gewobene Band der Rassenverbrüderung noch fester zu machen und diesen zu zeigen, was Sevilla und was ganz Spanien in früheren Zeiten geleistet hat und was es heute wieder in der Welt bedeutet.

Der Gedanke der Ibero-Amerikanischen Ausstellung ist schon eine ganze Reihe von Jahren alt — in Spanien gilt das alte Sprüchlein: „Gut Ding will Weile haben“ wohl noch etwas mehr als anderwärts — und



Palast der alten Kunst (Palacio de Arte Antiguo) auf der Ibero-Amerikanischen Ausstellung in Sevilla.
Aufnahme Lic. M. Fernández Lasso de la Vega, Sevilla.



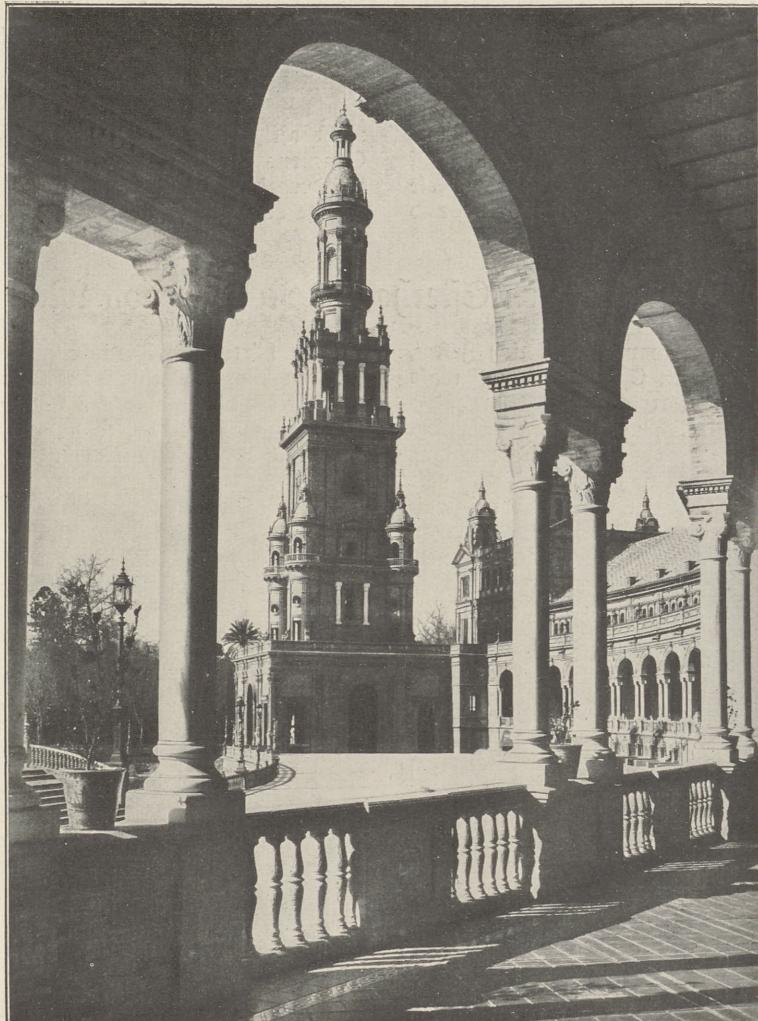
Mittagessen der Schnitter. Gemälde von Rudolf Konopá
Aus der Frühjahrstausstellung im Künstlerhaus zu Wien

bereits im Jahre 1914 glaubte man die Eröffnung binnen kurzem vornehmen zu können. Auf der groß angelegten „Plaza de America“ erhoben sich schon damals drei Prachtgebäude, der Palast für alte Kunst, nach dem reizvollen Stil seiner Architektur auch „Mudejarischer Pavillon“ genannt, der Palast der neueren Kunst in den edlen Formen spanischer Renaissance, und der Pavillon des Königlichen Hauses, im Sevillaner Backstein- und mit weiß-blauen Keramik-Ornamenten, duftig und fein wie Spitzengewebe. Der Platz selbst prangt im Schmuck unermöglichlicher Blütenfülle: hier ganze Büsche von leuchtend roten Geranien, dort Rabatten von Veilchen, Iris und Levkojen, und überall Rosen. Die Plaza de America war und ist in der Tat ein würdiger Mittelpunkt des geplanten Werkes.

Aber der Weltkrieg vernichtete mit einem Schlag alle Hoffnungen auf die baldige Eröffnung, gab indessen anderseits auch Raum für eine großartige Er-

weiterung der Pläne. Zur Plaza de America kam in den Jahren nach dem Kriege die „Plaza de España“, ein riesiger Halbrundbau von 160 Meter Radius, flankiert von zwei stattlichen Türmen und übertragt von einem gewaltigen Mittelbau, der allein schon über 6000 Quadratmeter Grundfläche hat. Die beiden Flügel, deren jeder 240 Meter lang ist und, abgesehen von den stattlichen Endgebäuden, Treppenhäusern und Wandelgängen sechs große und vier kleinere Säle enthält, sind für die Buchausstellung, für die geschichtliche Ausstellung der spanischen Kolonialzeit und für die Sevillaner Gewerbe-Aka-

demie bestimmt, der Mittelbau zunächst für Kongresse und Festlichkeiten aller Art. Das ganze Gebäude ist nach den Plänen des ausgezeichneten Sevillaner Architekten Don Aníbal González erbaut. Rund um den Sockel des großen Wandelganges zieht



Einer der beiden Türme auf der Plaza de España, Sevilla.

Aufnahme: B. Zubillaga.

siges Stadion für Sportkämpfe und ein nach Art eines andalusischen Landguts entworfener Palast für Landwirtschaft sollen im Lauf der nächsten Zeit noch entstehen, und am Rande des Maria-Luisa-Parks erhebt sich bereits der wunderbar stilreiche arabische Pavillon für die Erzeugnisse der marokkanischen Besitzungen Spaniens, während von den als dauernd geplanten Bauten der amerikanischen Staaten bisher erst derjenige Argentiniens unter Dach gebracht ist. Es

wird in den nächsten Monaten noch viel harter Arbeit und Tausender von fleißigen Händen bedürfen, um alle diese Projekte in die Wirklichkeit umzusetzen, damit die Ausstellung sich im vollen Glanze der Vollendung dem Besucher präsentieren kann. Denn mit Gebäuden allein ist's ja schließlich nicht getan — sie sollen doch nur den prunkhaften Rahmen des wertvollen geistigen und materiellen In-



Teilansicht der Plaza de América mit dem Palast der schönen Künste in Sevilla.
Aufnahme: Ibero-Amerikanische Ausstellung.

sich eine ununterbrochene Reihe niedriger Banknischen, die sozusagen einen praktischen Anschauungsunterricht in spanischer Geschichte, Geographie und Literatur darstellen, denn jede der 49 Provinzen Spaniens hat eine Nische, deren Rückwand ein Bild aus ihrer Geschichte schmückt, während der Fußboden die Karte der Provinz zeigt. In den Zieraufbauten zu beiden Seiten aber sind die Werke ihrer berühmtesten Schriftsteller zu Nutz und Frommen der Literaturfreunde untergebracht — eine Art Volksbibliothek unter freiem Himmel, die auch an andern Stellen des großen Ausstellungsparkes, so am Quijote-Platz, beim Becquer-Denkmal und anderen Gedenkstätten eingerichtet ist, eifrig benutzt wird und noch niemals durch Diebstahl geschädigt oder sonstwie missbraucht worden ist.

Mit den vorhin genannten Bauten der beiden Hauptplätze des Ausstellungsparkes ist aber das große Werk noch nicht etwa abgeschlossen. Ein Kasino und Theater, ein rie-

halts bilden. Aber auch an der Vorbereitung und Beschaffung dieses Ausstellungsinhalts wird eifrig gearbeitet. Mit welcher Gründlichkeit und Großzügigkeit, das möge nur kurz noch ein Beispiel zeigen. Die Buchausstellung, deren Vorbereitung in den Händen eines hervorragenden Bibliographen liegt, wird die ganze Entwicklung der Schrift- und Buchkunst Spaniens, von den Zeiten der Phönizier bis auf unsere Tage an der Hand der klassischsten Musterbeispiele zeigen, wobei auch das Schreibmaterial vom Stein und

Pergament bis zum feinsten modernen Papier und die Einbindekunst von der Papyrusrolle bis zum heutigen Luxusband nicht vergessen sind.

Bei all diesen sorgsamen Vorbereitungen darf man gewiß sein, daß die Ibero-Amerikanische Ausstellung zu Sevilla eine wahrhaft große und glänzende Darstellung des alten und neuen Spaniens bieten wird. Und wer für die innere und äußere Wiedergeburt dieses uralten europäischen Kulturreises Teilnahme hat, dem kann nur geraten werden: Komm und sieh!

Die Rosen der Grafen Esterhazy. Novelle von Max Treu.

Franz Schubert saß in seinem Zimmer in Schloß Zelec, dem prächtigen Besitztum des Grafen Esterhazy, der ihn als seinen Gast zu sich geladen, und starnte in die Sterne des klaren Oktoberhimmels. Er regte sich nicht, blickte unbeweglich immer nach oben, wo in strahlender Reinheit die ewigen Lichter funkelten. Er hörte nicht, daß die Tür sich öffnete und ein junger, hochgewachsener Mann eintrat, der schweigend stehen blieb, als wage er nicht, den Sinnenden zu stören. Endlich aber, nach Minuten, als Schubert sich noch immer nicht rührte, legte er ihm leise die Hand auf die Schulter. „Franz!“

Schubert fuhr auf.

„Ah, du bist's, Freund Schönstein!“

„Ich bin's, Franzl, und treffe dich beim Sterngucken!“ sagte lächelnd der Baron Schönstein, der, mit prachtvoller Baritonstimme begabt, Schuberts Lieder von der Komposition weg, oft noch feucht von der Tinte, in kleineren Kreisen zu singen pflegte.

„Was suchst du denn in den Sternen?“

Schubert hob seine schönen blauen Kinderaugen zu ihm empor. —

„Ich such' das Glück, Schönstein!“

Schönstein legte den Arm um den Freund.

„Armes Franzl, das hast du freilich noch nicht gefunden!“

„Aber ich finde es noch, Schönstein, ich finde es noch! Sieh, mein ganzes Leben lang hab' ich beiseite stehen müssen, wenn andre vom vollen Tisch des Lebens Gabe um Gabe nehmen durften. Für mich war nichts da, und immer, wenn ich mal zaghaft zulangen wollte, hieß es: „Franzl, tritt beiseite, das ist nichts für dich!“ So klingt es mein ganzes Leben durch: „Tritt beiseite, Franzl, tritt beiseite!“ Und da bin ich auch immer gar schön beiseite getreten und hab' die Glücklichen nie beneidet, war nie verbittert und vergrantet — denn einmal, Schönstein, einmal, weißt du, kommt das Glück auch zu mir!“

„Liebes, gutes Franzl,“ entgegnete Schönstein bewegt, „ganz bestimmt kommt es einmal zu dir!“

Langsam zog Schubert den Freund an den Tisch, auf dem ein Riesenstrauß kostbarer, weißer und roter Rosen prangte.

„Es ist schon da!“ sagte er geheimnisvoll und deutete auf die Rosen, während ein glückliches Lächeln über seine Züge huschte. „Da lies!“ fuhr er fort, als Schönstein ihn fragend ansah, und entnahm dem Strauß ein weißes Kärtchen. „Lies!“

Schönstein las: „Dem lieben Herrn Schubert diese Rosen. Karoline.“

„Von der Komtesse?“ fragte er dann.

„Ja!“ entgegnete Schubert. „Der arme Franzl kriegt Rosen von der Komtesse Esterhazy!“

Und dann sprudelte es über seine Lippen: „Schönstein, ob sie mich wohl ein bißchen lieb hat? Nur ein ganz klein bißchen?“

„Ja, hast du sie denn lieb?“

„Tausendmal mehr, als mein Leben! Sag' doch, Schönstein, ist es nicht zum Berrücktwerden: der arme Musikkant liebt die hochgeborene Komtesse und sie schickt ihm Rosen!“

Schönstein war sehr ernst geworden, als er das Geständnis hörte. „Wie denkst du dir nun den Fortgang dieser Geschichte, Franzl?“

„Ich werde sie heiraten!“ entgegnete Schubert.

„Wenn ihr beide allein auf der Welt wäret, könnte das wohl angehn, Franzl! Aber ihr seid nicht allein — es sind auch noch andre da!“

„Wozu brauchen wir denn die anderen?“

„Franzl, du weißt doch, daß gerade beim Heiraten immer andre auch mitreden wollen — —“

„Läß sie doch! Wir heiraten uns!“

„Ja, hat dir das die Komtesse denn schon gesagt?“

„Nein, aber sie schickt mir doch die Rosen!“

Da hörten die Freunde plötzlich vom Garten her einen heftigen Wortwechsel, hörten eine scharfe, herrische Stimme: „Man muß dieser albernen Tändelei ein Ende machen! Der liebe Herr Schubert hier und der liebe Herr Schubert da! Der liebe Herr Schubert heute und der liebe Herr Schubert morgen! Ich habe genug davon — man muß dem Vater die Augen öffnen! Eine Komtesse Esterhazy und ein bezahlter Musikkant mit dictem Bauch und kurzen Beinen — lächerlich!“

Die Sprechenden gingen weiter, ihre Worte verhallten.

Schubert war fassungslos auf einen Stuhl gesunken.

„Was war denn das, Schönstein?“ fragte er und seine Stimme klang gebrochen. „Was war das denn?“

„Die Stimme der großen Welt, mein armes Franzl! Weißt du, was sie dir sagen will?“

Schubert schüttelte traurig den Kopf.

„Die Sprache der großen Welt hab' ich nie verstanden, Schönstein! Überseh' mir's!“

Der Baron fasste die Hand des Freundes und umschloß sie mit kräftigem Druck, dann sagte er: „Der große Komponist Franz Schubert, so lautet die Sprache der Welt, darf mit seinen Liedern alle Herzen erobern, aber die Hand einer Komtesse Esterhazy erobert ein armer Musikkant nicht!“

Schubert stöhnte leise.

„Ich muß wohl, Schönstein! Aber, Freund, ich weiß, es geschehen noch immer Wunder!“

„Ach, liebes Franzl, die gibt's nicht mehr!“

„Doch, doch, Schönstein! Man muß nur an sie glauben, dann kommen sie über Nacht!“ — — —

Am Morgen hatte der Graf Esterhazy eine ernste Unterredung mit seiner Karoline.

„Ich habe mit dir zu sprechen, mein Kind. Du weißt selbst, daß der Reichtum der Esterhazys in den langen Kriegsjahren von 1792 bis 1815 sehr gelitten hat, und es ist mir in den zehn Jahren seither nicht möglich gewesen, das Verlorene wieder einzuholen. Ich bin deshalb genötigt, darauf zu achten, daß meine Töchter nur eine solche Ehe eingehen, die sie unabhängig macht von den Mitteln unseres Hauses, und ich habe daher für dich, mein Kind, bereits eine geeignete Partie ausgesucht — —“

„Für mich, mein Vater?“

„Ja, für dich! Der junge Graf Pálffy wirbt um deine Hand — —“

Karoline fuhr auf. „Ohne mich zu fragen?“

Der Graf blieb ruhig.

„Es ist Sitte in unseren Häusern, daß die Eltern auch in solcher Weise für die Kinder sorgen. Wir haben uns gut dabei gestanden, und darum soll es so bleiben!“

„Aber ich mag den Pálffy nicht!“

„Was hast du gegen ihn? Er ist jung, hübsch, bei Hofe wohlgesitten, Herr eines großen Vermögens, was willst du mehr?“

„Vielleicht, mein Vater?“

„Was verlangst du?“

„Ich verlange ein ganzes Herz — hat er das für mich?“

Der Graf trat dicht an seine Tochter heran.

„Ist das der einzige Grund, den du gegen ihn hast? Er wäre zu überwinden —“

Leidenschaftlich kam es über Karolines Lippen: „Nein, es ist nicht der einzige — ich liebe einen andern — —“

„Franz Schubert?“ fragte der Graf nur gelassen.

„Ja, Franz Schubert!“

Ein paar Augenblicke drückenden Schweigens im Zimmer. Langsam ging der Graf auf und nieder. Dann sagte er ruhig: „So war die Warnung, die mir zugekommen ist, also doch begründet. Es ist meine Schuld! Ich hätte offnere Augen haben, es nicht so weit kommen lassen sollen! Wie denkst du dir die Ehe mit Franz Schubert?“

„Er ist ein Genie —“

„Davon wird man nicht satt!“

„Er hat eine reine Seele —“

„Damit kann man kein Haus machen!“

„Er ist der beste Mensch unter der Sonne —“

„Das genügt nicht zum Leben für eine Esterhazy!“

„Willst du ihn aus meinem Herzen reißen?“

Ruhig wie stets blieb der Graf. „Ich will nicht! Ich muß! Die Tradition unseres Hauses ist noch immer stärker gewesen als die Sprache jugendlicher Herzen!“

Er trat an den Tisch. Weiße Rosen in blendender Schönheit standen darauf. Er nahm eine davon und reichte sie der Tochter. „Es sind die Rosen der Esterhazys,“ sagte er, „berühmt in der ganzen Monarchie wegen ihrer wunderbaren Reinheit und Weißheit. Jahr für Jahr blühen sie für uns in derselben Schönheit — nie hat ihre Farbe gelitten, nie haben sie gedunkelt. Und so wenig die weiße Rose in deiner Hand jemals rot werden kann, so wenig kannst du die Frau Franz Schuberts werden! Es gibt Gesetze, die höher stehen als die Rechte des Herzens, und ihnen müssen wir alle uns fügen!“

Leise legte der Graf die Tür hinter sich ins Schloß.

Ein verhaltener Schluchzen klang ihm nach. — — —

Am Abend fand eine große Gesellschaft im Schloß statt. Schönstein sang Schubertsche Lieder, Schubert selbst begleitete am Klavier, und als sie beide geendet, brauste stürmischer Beifall durch den Saal.

Aus dem buntbewegten Schwarm der Gäste löste sich eine hohe, ganz in Weiß gekleidete Frauengestalt und schritt auf Franz Schubert zu.

„Jetzt kommt das Wunder!“ dachte er. „Das Wunder, auf das ich all mein armes Leben lang gewartet habe!“

Und nun stand sie vor ihm und reichte ihm mit zitternder Hand eine weiße Rose, von grünen Lorbeerblättern umhüllt. Franz Schubert aber glaubte, den Chor aller himmlischen Heerscharen zu hören, als sie zu ihm sagte: „Nehmen Sie diese Lorbeer als Dank des Hauses Esterhazy für die unvergleichlichen Stunden, die Sie ihm bereitet haben. Und diese Rose nehmen Sie von mir als Zeichen dafür, daß ich den Meister Franz Schubert nicht vergessen will, wenn auch unsre Lebenswege sich getrennt haben werden —“

„Ihre Stimme zitterte. Sie schwankte leise. Vor Schuberts Augen flimmerte es. Dann dröhnte es in seinen Ohren. Von fernher hörte er eine andere Stimme: „Meine verehrten Gäste! Nach dieser Huldigung unseres verehrten Meister Schubert darf ich noch eine andere frohe Botschaft verkünden, die Verlobung meiner Tochter Karoline mit dem Herrn Grafen Elemer Palffy — — —“

Ein brausender Tusch der Hauskapelle. — — —

Weiter hörte Schubert nichts mehr. Er sah nur, daß ihm Schönstein ein Glas Wein in die Hand gab, damit er auf das Wohl des Brautpaars anstoßen solle — — —

Dann wurde es ihm dunkel vor den Augen — er taumelte, — stürzte. — Ein leises Klirren begleitete seinen Fall — —

Als er wieder zu sich kam, lag er in seinem Zimmer auf dem Bett. Schönstein saß daneben, hielt seine Hand in der seinen und sah ihn besorgt an.

„Was ist geschehen?“ fragte Schubert.

Schönstein reichte ihm eine weiße Rose, deren zarte Blätter durch Blutsflecke gerötet waren.

Frageend sah ihn Schubert an. „Was ist das?“

„Es ist die Rose, die dir die Komtesse gab. Als du in Ohnmacht fielst, hast du dir mit den Scherben des Glases, das dabei zerbrach, die Hand verletzt — ihr Blut neigte die Rose — sie ist rot geworden. Die Komtesse hob sie auf, wollte sie behalten, aber ihr Vater, der Graf, schüttet sie dir zurück, läßt dich grüßen und dir sagen: Es geschehen noch immer Wunder —“

Sinnend sah Schubert vor sich hin: „Ich weiß es! Aber mit Herzblut müssen sie erkaufst und bezahlt werden. Und nun — nun? Das Glück ist weggeflogen — andere nehmen es, und nun heißt es wieder: Tritt beiseite, Franzl, tritt beiseite! Und der Franzl will beiseite treten! Nicht andere stören, nicht andere stören! Nur nicht andere in ihrem Glück stören — tritt beiseite, Franzl, tritt beiseite — Es ist dein Lebenslied —“

Ergriffen drückte Schönstein die Hand des Freundes — —

Am nächsten Morgen war Franz Schubert abgereist. Der Komtesse Karoline wurde ein Brief von ihm übergeben. Die Komposition des ersten Liedes der „Winterreise“ lag drin:

„Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh' ich wieder aus —“

bis zu dem ergreifenden Schluß:

„Will dich im Traum nicht stören,
Wär' schad' um deine Ruh,
Sollst meinen Tritt nicht hören,
Sacht, sacht die Türe zu!
Ich schreibe nur im Gehen
Ans Tor noch: Gute Nacht!
Damit du mögest sehen
Ich hab' an dich gedacht!“

Kein Wort sonst dabei. Nur das Blatt einer weißen Rose, das ganz mit roten Blutsflecken getränkt war.

„Was nun?“ Ein Wort zur weiblichen Berufswahl.

Ja, was nun! Ostern ist das Töchterlein frisch von der Schulbank weg in die Berufsausbildung eingetreten. Mit vollen Segeln ist es aus dem Heimathafen in das Weltmeer des Berufslebens hinausgesegelt, und nun hat sich gezeigt, daß die see- und flugfeste Möwe bloß ein kleiner Spaz gewesen! Seht doch, wie er die Flügel hängt! Der erste Wind hat ihn heimwärts treiben lassen.

Der Familienrat fragt. Was nun? Tante Malchen, die immer zu Haus als guter Geist geblieben, bedauert und betröstet das arme Kind. Mein Gott, so jung, und schon so hinausgetrieben in die böse Welt! „Als ich so jung war . . .“ Ja, als sie so jung war, da waren die Zeiten anders, da konnte man wohlbehütet im Schatten des Elternhauses sein! Die Mutter seufzt. Ihr Kind und — Tante Malchen. Weiß Gott, damals hatten es die Mütter einfacher. Heute muß jedes und will jedes der jungen Dinger hinaus und auf eigenen Füßen stehen. Und es ist ja gewiß auch notwendig. Wer konnte wissen, ob sie es nicht alle nötig hatten! — Onkel Theobald meldet sich zum Wort: „Na, sagt mal bloß, warum muß sie denn auch gleich Medizin studieren, natürlich macht sie dann schlapp, wenn sie das erste Blut sieht! Überläßt das doch den Männern! Sucht euch doch einen Beruf aus, der für das Mädel paßt! Schickt sie meinetwegen zu mir ins Kontor, da mag sie ihr Brot verdienen und braucht nicht erst viel zu lernen. Sie kann zu Haus umsonst wohnen und hat ein anständiges Taschengeld.“

Sehr schön, Onkel Theo, und doch . . . Darf ich mal ein Wörtchen einfügen in dem Familienrat? Wissen Sie, daß gerade der Beruf der Kontoristin, der Büroangestellten der beinahe wichtigste in der Reihe der Broterwerbe ist? Broterwerbe, das heißt solche, die auch der großen Menge der pekuniär Gedrückten offen stehen, weil ihre verhältnismäßig kurze und billige Ausbildungszeit eine baldige Stellung und Einnahme sichern. Ihrer Nichte und vielen ihrer Freun-

dinnen braucht er nur ein Taschengeld, wie Sie sagen, zu bieten, den andern aber ist er die einzige Einnahme, die auch womöglich noch für eine Familie ausreichen soll. In keinem weiblichen Beruf ist die soziale Schichtung so groß wie gerade in dem der Kontoristin! Unsere gebildeten jungen Mädchen klagen deshalb oft, daß sie Schwierigkeiten im Verkehr mit ihren sozial niedriger gestellten Berufsschwestern zu überwinden hätten, daß das Mizttrauen erst schwindet, wenn sie zeigen, daß sie auch mehr leisten. Das Mizttrauen und die Erbitterung wird verständlich, wenn man die verschiedenen Berufsvoraussetzungen bedenkt. Es ist im Interesse sozialen Ausgleichs dringend wünschenswert, daß sich Mädchen gesicherter Position solchen Berufen zuwenden, die nicht als Broterwerb für die große Masse in Frage kommen. Fast möchte ich es eine sozialen Taktus nennen. — Es bleiben ja doch wirklich genug Berufszweige übrig, die der gebildeten Tochter als Betätigungsfeld nicht nur vorübergehend, sondern auch als Lebensstellung zur Verfügung stehen. Sie ist ja doch am ehesten in der Lage, ihre Neigungen miszusprechen zu lassen. Sie braucht es auch nicht gleich so tragisch zu nehmen, wenn eine vermeintlich gefühlte Berufung sie in die Irre geführt hat, wie das bei Ihrem Nichten mit dem Medizinstudium der Fall war. — Es kann eben nicht jedes noch so moderne Mädchen über die Grenzen springen, die der weiblichen Natur im allgemeinen gestellt sind. Aber wer wird gleich die Klinte ins Korn werfen, wenn er an dem ersten Hasen vorbeigeschossen hat? Es gibt doch so viele durchaus weibliche Berufe, die durch Art und Dauer ihrer Ausbildung für die Allgemeinheit verschlossen sind, und zu denen die jungen Mädchen gebildeter Stände besonders geeignet sind. Eine Aufzählung derselben würde zu weit führen, aber erlauben Sie mir einen Hinweis auf all jene Berufsarten, die das junge Mädchen in den Kreis der Familie des Hauses stellen.

Fr. v. d. Ch.

Luzerne mit Schweinen



Hei! Schweine . . . Ein hartes Wort, wosfern man nicht eine Sondermusik in seinen Ton legt oder ein Diminutivum anhängt . . . Über ein weiches, ein rundes Thema! Wölbt es sich nicht schon unter den schreibenden Fingerspitzen in mächtiger Prallheit, um doch wieder quiekend zu entfliehen?

„Denn schon von Kindesbeinen — befass' ich mich mit Schweinen“ — das artige Liedel aus dem „Zigeunerbaron“ trifft auf mich nur teilweise zu. Wohl war auf den pommerischen Gütern alter Bauart der Schweinestall oft eine dem Herrenhause „naheliegende“ Angelegenheit. Aber es gab allerhand, was dem tierliebenden kleinen Mädel diese Freundschaft verleidete: Unser göttlicher Eumäus, Kujath geheizten, war mürrischer Natur und sein Hund eine wahre Ausgeburt der Hölle: weißlich, schmutzig und mit genau so tödlichen, roten Augen wie seine Pflegebefohlenen, die mich oft genug erschreckten, wenn sie hochaufgerichtet über die Klobenwand glotzten. Im Unterbewußtsein lebte schon damals die Vorstellung, die mir heute zur visionären Gewissheit geworden ist: die enorme Ähnlichkeit mancher Schweinegesichter mit vergrämten alten, mit boshaft-schlauen, mit vertierten und lästerhaften Menschenantlizen. Die Furcht verstärkte sich zur Ehrfurcht, wenn ich mich — mit der Hand im Rocktasche des Vaters verkrallt — der Eke des Ebers näherte. In Pommern wird er der „Bär“ genannt, und seine imposante Ruhe, sein zornesfülltes Grunzen, wenn er mit dem Stock aufgeföhrt wurde, hatte wirklich etwas bärenhaft Gewaltiges, dem ich mich gerne rasch entzog. Wonne war es natürlich, die Saugferkel zu sehen. Sobald sie etwa mit der Alten auf dem Hofe sich zeigten, kam unfehlbar das Gelüst, eins der ringelgeschwänzten, rosigen Gelchöpfe zu erwischen — und wäre es auch nur für eine Minute gewesen! Dem stand jedoch die Wachsamkeit der Sau entgegen, die mit einem ganz besonders heftigen Knurkzen

einen jähnen Scheinangriff auf das Kind machte. Endergebnis: wiederum Schreck und Flucht. — In der Familienchronik findet sich nun ein Häströchen verzeichnet, das beweist, wie schon eine Generation früher die Idee, es müßte schön sein, so ein Vorstentier am Kringelschwanz zu packen, lebendig war, wie sie damals zur Ausführung gelangte und um ein Haar — oder um eine Vorste — einen tragischen Ausgang genommen hätte.

Ort der Handlung: ein längst verlorenes Familiengut.

Vor dem Hofe ein kleiner See mit bewaldeter Insel inmitten. Die Schweine hatten zu jener Zeit noch mehr freien Ausgang, fachmännisch Auslauf genannt. Nach der Öffnung des Stalles liefen sie zum See, soßen sich voll und schwammen dann zu der Insel hinüber. Siehe da, ein kleiner Junge rennt schneller als die Grunztiere; schon hängt er an dem einzigen ergreifbaren Vorsprung: dem Schwanzlein einer wackeren Sau. Vielleicht will er sich auf ihren Rücken schwingen —

sie aber ist viel zu rasch in der Flut und, ohne des vierjährigen Menschenanhängels acht zu haben, schwimmt sie mit den andern Schweinen der Insel zu. Hinter sich den Kleinen: gurgelnd, strampelnd und doch in der Todesangst voll des richtigen Instinktes, nicht loszulassen, bis der rettende Strand erreicht ist.

Nicht nur ein veredeltes, — nein, auch ein edles Landschwein! Denn der kleine Junge mit der Schwimmtour hinter dem Schwein, die als sportliche Leistung wohl einzig im Weltgeschehen dastehen dürfte, war mein — Vater!

Man sieht, ich habe ein volles Recht, über Begegnung mit Schweinen etwas Wohlwollendes zu schreiben. — Am meisten Freude hatte ich an ihnen im Landes der „Swinjas“ in Hochfultur, in Serbien! Dort ist das Hausschwein noch nicht ein durch Klobenhaft und Übermast zu uns förmlicher Dicke angeschwollenes Stück Speck auf Streichhölzern, sondern ein spring-legendes, schmalräckiges Tier. Dem Wildschwein ähnliches, auch darin, daß es nicht rosig und halb nackt ist, wie die Yorkshire- und Berkshire-Abkömmlinge in unsern Ställen. — Ganz ohne Haarkleid geht die Schose nicht — für





R. Duschek

das Balkanschwein. In den Eichenwäldern der Schumadia, auf den weiten Ebenen Altserbiens tummelt es sich den Sommer hindurch und kommt auch im scharfen Winter öfter ins Freie auf die morastigen Dorfstraßen mit ihren riesigen Düngerhaufen. Und wie lustig sind die vielen Abschattierungen seines Pelzes, den man sich kaum als wirklich vorstig vorstellen kann!

Was sagen Sie zu „blonden“ Schweinen? Vom blanken Wasserstoffgelb, wie es die Großstadtschönen tragen, vom matten Kupferton à la Tizian bis zum flammenden Rot, von weißlicher Albinosfarbe bis zum verschmierten Graugelb hat die Natur hier alle Nuancen auf der „schweinernen“ Palette. Und dazwischen sielen sich die mit der pechdunklen Negerhaut, die Negroiden, die Gescheckten und die schwarz-weiß, wie Dalmatinerhunde, Geslecken.

Das tummelt sich und rennt oder liegt faul und vergnügt in die Sandbänke des Donaustromes, des Morawaflusses gebuddelt, zusammen mit wiederfăuenden Kühen und gravitätisch stolzierenden Störchen.

Einmal hat sie mich schier überwältigt, die Begegnung mit „Masse Schwein“, mir zugleich auch klargemacht, was die Speckbewohner, die Grunzequier, eigentlich für Intelligenzträger sind, auch außerhalb des Trüffeljuchens. — Eines schönen Pfingstsonntages marschierte ich durch das jetzt serbische (früher ungarische) Semlin, gegenüber von Belgrad. Mein Ziel war das Schwabendorf Franztal. Ohne zu ahnen, daß ich es bereits betreten hatte, — die Vorstadt von Semlin hat auch nur einstöckige Häuser, und die Höfe der deutschen Bauern sind geschickt hinter hohen Mauern und Toren verborgen, —

wanderte ich die lange, gerade Dorfstraße entlang. — Plötzlich vor mir eine Staubwolke, ein Getrappel . . . Was brauste da heran durch den dämmernden Abend? Endlos, unabsehbar, unwiderstehlich? Keine Kavalkade, wohl aber die von der Weide heimkehrende Schweineherde der bekanntlich einst wohlhabenden Schwaben. (Jetzt ist es anders, ärmer geworden, seitdem unter dem „Segen“ der Genfer Minoritätenbestimmungen ihrem Deutschtum der Garaus gemacht wird.) Kein Hund zwischen den im schönsten „Schweingalopp“ herankommenden. Dem Hirten entweichen sie schon eine halbe Stunde vor dem Dorfeingang . . . Nicht etwa, um sinnlos an irgendeinem Punkte sich wieder zu sammeln — bewahre! In jedem Augenblick schwenken zwei oder drei, auch mehrere, aus dem großen vorwärtsstürmenden Pulk heraus — sie stützen; dann wird wie beim Militär um die nächste Ecke in eine Nebengasse abgebogen oder mit jähem Stopp vor einem Tore gehalten: Runks, runks — wir sind da — wollt ihr wohl aufmachen? Stand irgendwo eine Haustür offen, die heimische, so ging es auch ohne weiteres hinein in den Flur zwischen die wartenden Bauern. Untrüglicher Instinkt leitete in jedem Augenblick andere Galoppierer, sich aus dem Haupttrab loszumachen. Als er vorüber war, folgten die, denen doch bei dem Run etwas die Puste ausgegangen war. Völlig außer Atem, mit verlegenen Ohren und schlappernden Gesängen trabten die Mutterauen vorbei — ganz zuletzt ein paar Schwächlinge. — Die Komik des Bildes — mit dem Wort kaum zu schildern. Etwas für die Filmkamera: solch abendlicher Schweingalopp durch Franztal!

Thea von Puttkamer.



■ Tage gibt's, die man einteilt wie einen Schatz,
So tief möchte man sie erleben.

Andre, über die man wegsetzt mit tapfrem Satz
Wie über Gräben.

F. S.

Ein Tag in der Geschäftsstelle des Evangelischen Verbandes für Kinderfürsorge.

Ein Arbeitstag im Herzen von Alt-Berlin, denn unsere Geschäftsstelle ist in dem früheren Kammergericht untergebracht, das der „Alte Fritz“ hat erbauen lassen, und in dessen Räumen sich jetzt das Evangelische Konsistorium der Mark Brandenburg befindet. Beim Eintritt in die Vorhalle überreicht der Pförtner die eingegangene Post. — Nach einer kleinen Kletterpartie — unsere Besucher sagen oft stöhnend „die reine Bergbesteigung“ — langen wir in unseren zwei Räumen im dritten Stockwerk an, dem Himmel, der Sonne und der Luft am nächsten, worüber wir, wenn wir oben angekommen, sehr froh sind. Nun wird die Post durchgesehen, registriert und je nach Inhalt an die verschiedenen Abteilungen, jede durch einen Vorhang von der anderen getrennt, zur Bearbeitung weitergeleitet. So schnell und glatt läßt sich diese einfache, mehr mechanische Arbeit aber oft nicht erledigen. Unser Verband oder besser noch die Geschäftsstelle ist zum „besseren Auskunftsbüro“ geworden, da nach Ansicht der Fragesteller Kinderpflege mit allem zu tun hat. So fragt der eine nach einer Unterkunft für Obdachlose, der andere will einer Trinkerfamilie helfen, wieder einer möchte entlassene Strafgefangene unterbringen, dann wird gefragt, ob wir nicht sämtliches Hauspersonal vermitteln können, und es herrscht große Verwunderung, wenn wir darauf aufmerksam machen, daß unser Verband nur staatlich geprüfte Kindergärtnerinnen,

Hortnerinnen und Jugendleiterinnen den uns angeschlossenen Tagesstätten vermittelt. Dazu kommen dann die Anfragen betr. Kinderadoption und Kinderunterbringung, sei es dauernd oder zur Erholung. Wenn diese Anfragen telephonisch erfolgen, nehmen sie nicht gar soviel Zeit in Anspruch. Aber nun kommen Besuche, und da heißt es „Zeit haben“, wenn auch noch soviel vorliegt, was erledigt werden muß. — Eine junge Mutter kommt, von der Bahnhofsmission geschickt, zu uns. Sie sucht ein Heim für ihr Kindchen; sie ist Baltin, Reichsdeutsche, kommt aus München und will in Berlin Medizin studieren, um sich und dem Kind eine Existenz zu schaffen. Während durch telephonische Anfragen ein freier Platz in einer Tag- und Nachtfrippe gesucht und gefunden wird, zeigt der kleine Bub energisch, daß er mit dem Zustand seiner Kleidung nicht einverstanden ist, so daß der Schreibtisch zum Wickeltisch wird. Wir helfen aus vorhandenen Beständen aus, die uns von Freunden zu diesem Zweck geschenkt sind, und Mutter und Kind ziehen befriedigt ihre Straße. — Während der Sommerzeit blüht mit den Rosen um die Wette unsere Kleinkinderverschickung. Da kommen dann auch wieder allerlei Bitsteller. Kleine Bläßschnäbel werden uns gebracht, denen wir es ansehen, daß sie, ob äußerlich auch gepflegt, so scheu und ängstlich sind, weil sie aus trüben Verhältnissen stammen, die aber nach einem Weilchen bei unseren

lustigen Bildern lichern. Da heißt es Quellen suchen, damit die nötigen Mittel da sind, solch kleinen Seelen Sonne zu schenken. Dankbar dürfen wir sagen, daß neben den Freunden der Arbeit auch die Behörden hierfür Mittel zur Verfügung stellen. — Nach vier Wochen, manchmal auch nach zwei Monaten bringen uns die Kindertanten aus den Tagesstätten die kleine Gesellschaft, oder wir begrüßen sie auf dem Bahnhof und dann überstürzen sich die von Luft und Sonne gebräunten Kleinen in der Aufzählung des „Schönsten“, was es da draußen im Wald gegeben hat. In alle diese Kinderseelen durften wir Freude, Licht und Kraft senden und sie stärken für den vor ihnen liegenden Winter inmitten der Steinmauern.

Und wenn nun unsere tuberkulösen Kinder, die wir als bleiche, kleine Pflänzchen mit Hilfe des Zentralkomitees für Innere Mission zu einer drei- bis neunmonatigen Kur nach Davos ins deutsche Kriegerkurhaus verschickt haben, uns am Unhalter Bahnhof trotz der langen Fahrt strahlend frisch und übermäßig entgegen springen und der ärztliche Bericht uns bestätigt, daß die Kinder, die wir kaum wieder erkannten, wirklich geheilt sind, dann denkt man an die vielen Eingaben nicht mehr, sondern sagt sich: Wenn das der Erfolg ist, so willst du gern das Schreibwerk tun; man sieht nicht mehr nur das Papier, sondern den lebendigen Menschen dahinter,

dem das „Papier“ dient und dem wir mit Gottes Hilfe Gesundheit und Frische wiedergeben möchten, damit er seinen Platz im Leben einmal ganz ausfüllen kann.

Ebenso gern wie Eltern und Kinder zu uns kommen, genau so gern besuchen uns auch die Erzieherinnen der Tagesstätten, sei es, daß sie einmal Beratung in Fachfragen brauchen, sei es, daß persönliche Nöte und Schwierigkeiten zu besprechen sind. Die Sprechstunden, in die sich der Besuchende, die Referentin und die Verbandsfürsorgerin teilen, reichen nicht aus, so mancher persönliche Besuch ist notwendig, dazu Besuche von Tagungen, Sitzungen und persönliche Verhandlungen mit Behörden. Wenn man bedenkt, daß die Verbandsfürsorgerin 143 Anstalten zu besuchen hat, in denen etwa 6000 Kinder von rund 300 pädagogisch geschulten Kräften betreut werden, so sieht man, daß die praktische Arbeit und der Beruf von Mensch zu Mensch einen großen Raum einnehmen. Das Schreibwerk, das für unsere Tagesstätten getan werden muß, weist ganz erhebliche Zahlen auf. Unser Briefespiegel hatte im vergangenen Jahre über 15500 Ein- und Ausgänge. „Trockener Altenkram“ ist es nicht. Sei es bei den Verhandlungen mit den Behörden oder mit den Anstaltsvorständen, immer steht hinter allem unsere auffichtslose Kinderwelt, die uns um Hilfe flehend anblickt. Darum sei jeder an seinem Platz; es gilt ja Deutschlands Jugend! M. Schaubert.

Praktische Winke.

Wenn man Aufschlitt im Sommer längere Zeit frisch halten will, feuchte man ein Leinentuch an, wringe es aus und spanne es über das Gefäß mit dem Aufschlitt, der aber von dem Tuch nicht berührt werden darf. Cläre B.

Möhren mühe los zu schneiden. So nahrhaft und beliebt ein Mittagsgericht Möhren auch ist, so wenig angenehm ist der Hausfrau seine Zubereitung; denn das Feinschneiden ist äußerst zeitraubend, langweilig und händean-

greifend. Man kann sich die Arbeit sehr erleichtern, indem man die Möhren zunächst ganz grob je nach ihrer Größe in zwei oder drei Teile schneidet, sie eine halbe Stunde in Fett und Zwiebeln halbweich schmort und erst danach mit langem Messer kreuz und quer durch die Möhren fährt, bis alles klein ist. So ist in einer Minute geschehen, was sonst zwanzig Minuten dauert! Nun erst kommt Wasser und Salz hinzu, und in einer weiteren halben Stunde sind die Möhren gar.

Barbara Uthmann, die Wohltäterin des Erzgebirges.

Es ist im Jahre 1560. Not und Hunger herrschen in der kleinen Stadt „am Böhlberg“, der kaum dreiviertel Jahrhundert alten, aber allzu rasch aufgeblühten. Hatten doch die überraschenden reichen Silberfunde Scharen von Arbeitern, Handwerkern, Kaufleuten und Unternehmern aus allen Teilen des Landes angezogen. Rasch entstand eine Siedlung, vorerst „Neustadt am Schreckenberg“ geheißen, bis Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen, Landgraf von Thüringen, ihr Stadtrechte verlieh und sie in Sankt Annaberg umbenannte. Doch rasch sind die Edelerzlager erschöpft, der Berg bleibt stumm. Die Bevölkerung des ganz auf den Bergbau eingestellten und angewiesenen Ortes hungerte... Da griff eine Frau tatkräftig ein, sie verschaffte den Notleidenden Brot und Arbeit. Es war Barbara Uthmann (nicht Uthmann, wie meistens geschrieben wird), die Tochter Heinrich Elterins, aus alteingesessener sächsischer Familie. Vor einigen Jahren gedachte man ihres 350 jährigen Todes und das hat das Interesse an ihr und an den erzgebirgischen Klöppelspizien wieder von neuem erweckt. Das Werk, was sie damals begann, blüht noch heute, Jahrhunderte später; Gott segne ihr Tun in reichstem Maße.

Erfunden hat Barbara Uthmann die Klöppelspizie nicht, wie es fälschlicherweise oft gesagt wird, sie griff auch nicht aus eigener persönlicher Not zum Klöppeln, aber sie erkannte mit sicherem Blick die große Handgeschicklichkeit der einheimischen Bevölkerung — schon damals gab es dort ein wenig Posamentenindustrie und das Holzschnitzen war an der Tagesordnung. Darauf gründete sie ihren Plan. Von flämischen Flüchtlingen hatte sie selbst das Klöppeln als Liebhaberei erlernt, ihren bedrängten Mitgeschwestern wollte sie helfen, ihr soziales Gewissen — wenn

es gestattet ist, diesen modernen Begriff auf das damalige Zeitempfinden anzuwenden — drängte sie dazu. So richtete sie große Klöppelstuben ein und gab das, was sie selbst gelernt, an andere weiter. Als sie vierzehn Jahre darauf, am

14. Januar 1575, die Augen für immer schloß, war ihr Werk fest verankert: die erzgebirgische Spize hat Ewigkeitswert und das erzgebirgische Klöppeln wird niemals aussterben, aller modischen Ungunst und allem Weitbewerb der Maschine zum Trotz.

Wenig wissen wir leider von dem äußeren Leben dieser bedeutenden Frau. Als Geburtsjahr nimmt man 1514 an. Mit fünfzehn Jahren wurde sie an den Bergbären Christoff Uthmann verheiratet. Nachkommen dieses Paars sind die schlesischen von Uthmanns. Wieviel Kinder sie hatte, weiß man nicht genau, bekannt sind 12 Kinder und 64 Kinder und Enkel zählte man zusammen. Neuere Forschungen haben ergeben, daß Christoff Uthmann bei seinem frühen Tode eine durchaus wohlhabende Witwe zurückließ, die den von ihm betriebenen Kupferhandel erfolgreich weiterführte. In dieser Frau steckte der Geist eines „königlichen Kaufmanns“ und die Tatkraft eines Organisators großen Stiles.

Sie gehört zu den wenigen Frauen, denen in Deutschland ein Denkmal gesetzt ist, ja es sind ihrer sogar mehrere, die ihren Ruhm der Nachwelt überliefern. Das prunkvolle, aber leider unserem heutigen Geschmack nicht mehr entsprechende Grabdenkmal auf dem Annaberger Friedhof stiftete ein Mitglied der

reichen Annaberger Industriellenfamilie Eisenstodt. Eine Kupferplatte darunter deckt ihre Gebeine. Der Marktplatz des traulichen Städtchens weist als Mittelpunkt ein stattliches Brunnendenkmal auf. Es zeigt die „Wohltäterin des Erzgebirges“ in der zeitgenössischen Tracht der Patrizierin



Barbara Uthmann, zeitgenössisches Bild, auf Elfenbein gemalt.



Brautschleier, aus Seidengarn gefloppelt und nur 15 g schwer. 18. Jahrhundert. (Bilder Photothek und Atlantic.)

väterliche Familie entstammt, ehrt sie durch ein Denkmal. Ein weiteres befindet sich an sehr ehrenvoller Stelle, nämlich im Haupteingang der St. Marienkirche zu Zwickau. Ob das im Dresdener Grünen Gewölbe befindliche Elsenbeinmälde (siehe Abbildung) wirklich Barbara Uthmann darstellt, weiß man nicht genau, nimmt es aber als fast wahrscheinlich an. Auch das Erzgebirgsmuseum in Annaberg, in dem die stolze Vergangenheit des Bergbau-Städtchens uns wieder lebendig wird, besitzt keine unmittelbaren Andenken, z. B. Spitzen

wie Dürer sie uns durch seine Zeichnungen nahegebracht hat — mit Häubchen, Schürze und Geldkäthe, ein hohes Gestell mit dem Klöppelkissen zur Seite. Ein Stückchen fertiggestellter Spitze hält sie in der linken Hand und weist mit dem Zeigefinger der rechten mahnen darauf hin. Das Bildwerk wurde nach einem Entwurf von Prof. Henze 1886 errichtet. Auch Elterlein, ein Erzgebirgsdorf, dem ihre

aus ihrer Hand. Die hier abgebildete Haube stammt aus dem 16. Jahrhundert, aber es ist nicht eigentlich eine Arbeit, mit der wir den Begriff Klöppel spitzen, der doch etwas Zartes, Feines, Duftiges verkörpern, verbinden. Das links oben stehende Bild zeigt einen, von einem Manne angefertigten Brautschleier aus dem 18. Jahrhundert aus hauchdüninem Seidenfaden, der ganze Schleier wiegt nur 15 g, ist also spinnwebfein und beweist, wie man es in Annaberg verstanden hat, die Tradition hochzuhalten und die Klöppelkunst zu vervollkommen. Die beiden zierlichen, mit Spitzen belegten Schirmchen sind „Knickter“ und wurden etwa um 1860 getragen.

Die Zeit rauschte über Barbara Uthmanns Grab hinweg, nichts blieb uns von ihr erhalten, wenig wissen wir von ihr — doch genug, um sie noch heute als eine geschichtliche Frauenpersönlichkeit, der Hunderttausende zu Dank verpflichtet sind, zu feiern. G. Runge-Schüttöff.



Das Erzgebirgsmuseum in Annaberg, in dem die ältesten Klöppel spitzen aufbewahrt werden. Rechts darüber: Klöppelarbeit aus dem 18. Jahrhundert in diesem Museum.

Wahrhaftigkeit.

Ein Beitrag zur Erziehungsfrage.

Manche Mutter zeigt ihrem Kind erst dann ihre Liebe, wenn es krank ist. Welch lockendes Verhängnis für das liebebedürftige kleine Herz, nun gar, wenn es wieder und wieder die Kraft erprobte, die Mutter zu täuschen.

Eine Mutter, die zu wenig Erfahrung hat, um sich auf ihren Blick verlassen zu können, halte sich an das Thermometer und die belegte Zunge. Vorsichtige Beobachtung, wenn nötig kleine Proben aufs Exempel bei angeblich verstauchtem Fuß oder dergleichen, werden den Lügner bald beschämen.

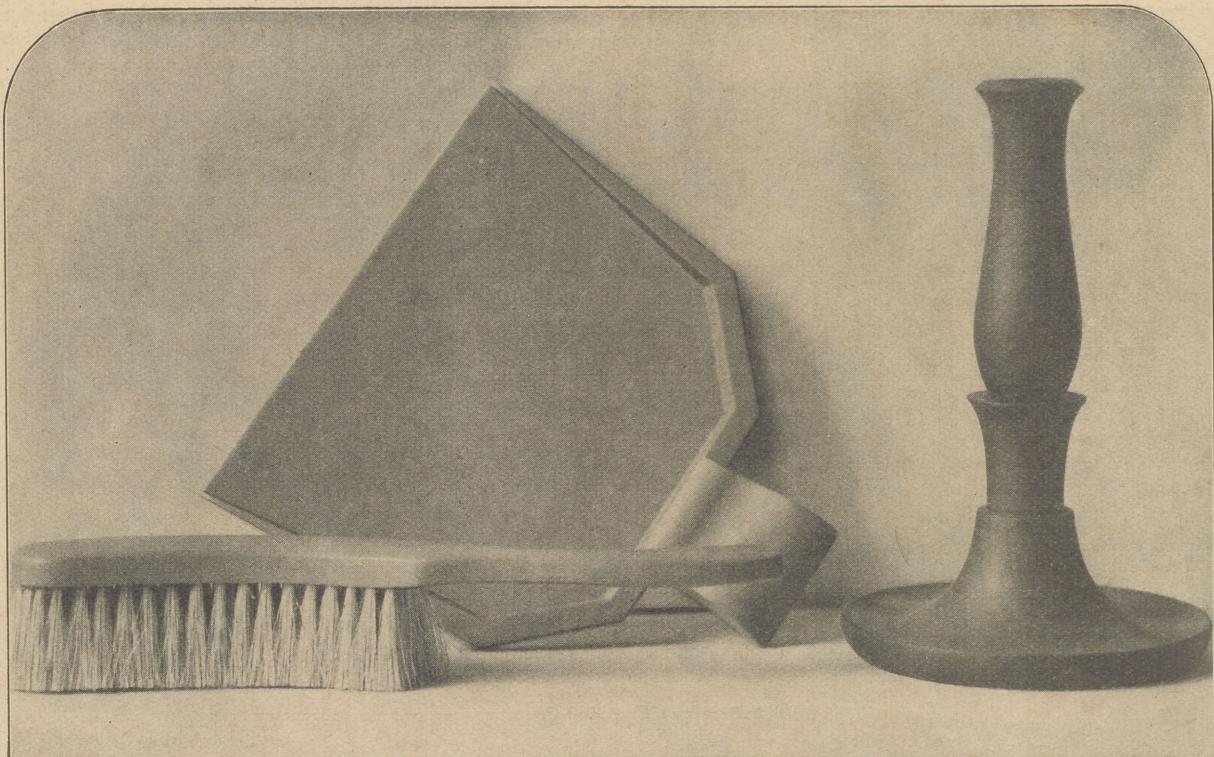
Immer aber, wo Kinder lügen oder naschen, sind die Eltern falsch oder fahrlässig mit ihnen umgegangen. Sieh deinem dreijährigen Kind ins Auge, du siehst in sein Herz. Wenn meine kleine Tochter sich hinter einer Unwahrheit verstecken will, so nehme ich sie dicht an mich heran und sehe ihr flumm eine Zei lang ins Gesicht. „Ich sehe durch deine Augen in dein Herz und sehe, daß du lügst.“ Dann überlasse ich sie ganz sich selbst. Mit Worten oder gar Schlägen könnte ich die Wirkung nur verwischen. Ich glaube nicht, daß ein normales Kind es oft zu dieser Probe kommen läßt, vorausgesetzt, daß man von ihm die Wahrheit gerecht und gütig aufnimmt. „Mir ist eine Tasse zerbrochen, Mutter.“ Glaubt ihr nicht, daß der Schreck der Scherben am Boden schon „Strafe“

genug ist? Auch der Mutter zerbricht vielleicht einmal etwas. Ihr Kind warf die Tasse ebensowenig wie sie selbst mit Absicht zu Boden. Eher würde ich in diesem Fall trösten als schelten; so wird meinem Kinde ein solches Versehen nie Unlaß zur Lüge werden! Wer aber aus solcher Ungeschicklichkeit ein Verbrechen macht, der darf sich nicht wundern, wenn das Kind hastig die Scherben versteckt, ehe die Mutter dahinterkommt.

Sehe das größte Vertrauen in dein Kind, so wird es dich am wenigsten belügen. — „Hast du auch nicht wieder . . . ?“ Ach, wie oft hört man diese schlimme Frage aus dem Munde Erwachsener! Beim Abhören der Schularbeiten wird das Buch weggehalten oder das Kind erst in die andere Zimmerecke kommandiert. — „Du liest zu viel, ich werde dir dein Buch verstecken.“ Mit anderen Worten: Soviel traue ich meinem Verbot nicht zu, daß es noch wirkt, wenn ich den Rücken wende.

Es kommt darauf an, daß der Kontakt mit dem Erzieher, d. h. sein unbedingtes Vertrauen auf dessen gütige Gerechtigkeit in allen Lebenslagen bestehen bleibt, selbst wenn es einmal Unfug gemacht hätte. Von der unwandelbaren Gerechtigkeit hängt lebhaft in der Erziehung alles ab; sie sei ein Stück der großen Weltgerechtigkeit selbst und ein lebendiger Hinweis auf Gott.

Anni Weber.



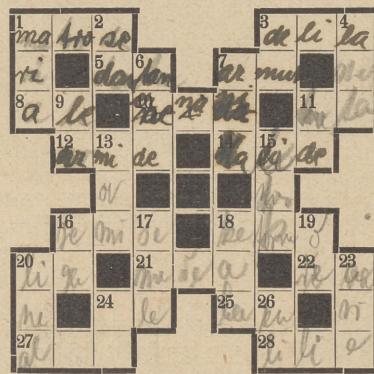
Gelbe Krümelchippe und schwarzer Leuchter in Schleiflack. Werkstatt Herrmann Ehrlich, Dresden. Aufnahme: W. v. Debschitz, Berlin.

In der Zeit der Blitztelegramme siegelt man keine Briefe und seitdem die Streiks städtischer Arbeiter nicht mehr an der Tagesordnung sind, benötigen wir auch keine Kerzen für den Notfall — denn für Ersatz ausgebrannter Sicherungen, deren etwaiges Versagen ja auch „Verdunkelungsgefahr“ herauftaucht, sorgt die umsichtige, moderne Hausfrau rechtzeitig, d. h. ehe das Unglück geschehen ist — und doch gibt es eine Gelegenheit, wo wir gern zu Licht und Leuchter greifen. Wenn Besuch da ist, wenn nach dem Essen das große Zigarettenrauchen beginnt, dann stellen wir gern ein brennendes Licht auf den Tisch. Es erspart das lästige Streichholz- oder Feuerzeugen-

zünden und sieht nebenbei noch hübsch und stimmungsvoll aus. Für den jungen oder den erst im Werden begriffenen Haushalt ist ein Leuchter ein willkommenes Geschenk, auch wenn er nicht aus schwerem Silber besteht. Gerade in Schleiflack lässt sich durch geschickte Farbenwahl — und die Stufenleiter der Töne ist darin sehr groß — beweisen, daß man die Gabe nicht gedankenlos, sondern mit liebevollem Bedacht auswählte. Das gleiche wäre von der Krümelchäufel zu sagen, die in dieser Form gewählt, später nicht mehr ein freudloses Dasein in dunkler Zimmerecke führen, sondern zwar das kleinste aber nicht das schlechteste Schmuckstück des Speisezimmers bilden wird. G. T.

Zum Nachdenken

1. Silben-Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Geesoldat, 3. Geliebte Simsons, 5. französischer Revolutionär, 7. bedrückender Zustand, 8. englisches Bier, 10. Oper von Verdi, 11. weiblicher Vorname, 12. Oper von Glück, 14. deutscher Bildhauer, 16. Wagenhüppen, 18. Hausgetränk, 20. Vereinigung, 21. Werk von Grillparzer, 22. lateinischer Ausdruck für Göttin, 24. Baum, 25. Handelsstadt am Kaspischen Meer,

27. Stadt an der Elbe, 28. Blume.
— Senkrecht: 1. weiblicher Vorname, 2. Stadt in Frankreich, 3. Tugend, 4. Christbaumschmuck, 6. Kühlmittel, 7. Heilpflanze, 9. Shakespeare'sche Dramenfigur, 10. Planet, 11. Sammelbegriff, 13. Badeort in Florida, 15. Waffenrock, 16. Fluß in Pommern, 17. Drama von Schiller, 18. Heiligtum der Mohammedaner, 19. Singlied, 20. Hilfsmittel beim Zeichnen, 23. Gesangsstück, 24. weiblicher Vorname, 26. chinesischer Lastenträger.

2.

Wie verschieden bedenkt doch die Welt
Die Menschen mit Schäzen und
Pläzen:
Was sitzend der eine gestellt,
Muß stehend der andere setzen.

4. Land und Leute.

Es ist ein asiatisches Tafelland,
Das den meisten nur von der Karte
bekannt;
Legst du den Nachdruck auf den zweiten Teil,
So sorgt's als Pfarrer für das Seelenheil. n.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste
Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 42.

1. Kreuzworträtsel: 3. Kreis, 6. Arndt, 8. Alois, 9. Europa, 10. Tribut, 11. Lüne, 12. Ebene, 15. Rente, 18. Tal, 20. Minute, 21. Elbing, 22. Eva, 24. Agent, 27. Bebra, 30. Orlow, 31. Kilian, 32. Eduard, 33. Notar, 34. Nitobe, 35. Gluck. — Senkrecht: 1. Melone, 2. Enzian, 3. Keule, 4. Saale, 5. Novara, 6. Auster, 7. Taube, 13. Brigg, 14. Rauen, 16. Erbse, 17. Tenor, 18. Tee, 19. Lea, 23. Waluta, 24. Arion, 25. Edison, 26. Tonne, 27. Zwerg, 28. Bratus, 29. Arraf. — 2. Wechsel: Arolo — Prosa. — 3. Kapselfrätsel: Indianer, Landesherr, Körne, Seife, Heirat, Liga, Grinde, Östern, Traene, Gauinen, Bluse, Dampfer, Raufuß, Biehung, Lenau, Hausdach, Tesla, Rebe, Hansdampf, Orange.
„In des Herzens heilig-ernste Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.“
— 4. Einschätzrätsel: Eisen, Dieb, Erz, Licht, Salz, Eisig, Insel, Degen, Grinde, Baum, Mutter, Eker, Nagel, Segel, Christ, Dahn.
— „Edel sei der Mensch.“